

REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Pater Joseph Kentenich
Fliegende Inseln inmitten der Welt

Lothar Penners
Leitsterne gläubiger Existenz

M. Erika Frömbgen
Wertorientierte Sexualerziehung

Spiritualität als Lebensimpuls für die Kirche
– Die Erfahrung der „Gebetsschulen“
– die Erfahrung der „Bündnistrunden“

Barbara Albrecht
Zum Christlich-Jüdischen Dialog

BUCHBESPRECHUNGEN

Pater Joseph Kentenich
Fliegende Inseln inmitten der Welt 145

Lothar Penners
Leitsterne gläubiger Existenz in dieser Zeit 150

M. Erika Frömbgen
**Zum Problem einer wertorientierten
Sexualerziehung in unserer Zeit** 158

SCHÖNSTATT INTERNATIONAL
Vorsehungsglaube und Gebetsleben
Die Erfahrung der „Gebetsschulen“ (M.I. Montt) 171

Christsein als Leben im Bund
Die Erfahrung der „Bündnisrunden“ (J.P. Cattoggio) 174

LITERATURBERICHT
Zum Christlich-Jüdischen Dialog (B. Albrecht) 178

BUCHBESPRECHUNGEN 189

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung
ISBN 0341-3322

Verleger: Schönstatt-Patres Deutschland e.V.

Verlagsanschrift: Patris Verlag, Postfach 11 62, D-5414 Vallendar-Schönstatt

Redaktionskomitee: Barbara Albrecht, Rainer Birkenmaier, Günther M. Boll (verantwortlich), Lothar Penners, Herta Schlosser, Angel L. Strada

Anschrift
der Redaktion: Patris-Verlag – Redaktion Regnum – Postfach 11 62, D-5414 Vallendar

Herstellung: Fuck, Druck + Verlag, Rügenacher Straße 88
5400 Koblenz-Metternich

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Redaktion zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u.U. nur kurz angezeigt.

REGNUM erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements: Inland DM 24,00 + DM 2,60 Porto. Ausland DM 24,00 zzgl. DM 3,20 Porto. Preis des Einzelheftes DM 6,50 + Porto.

Pater Joseph Kentenich

Fliegende Inseln inmitten der Welt

Im laufenden Jahrgang von REGNUM haben wir uns bemüht, den Grundansatz Pater Kentenichs für seine Zeitdeutung und seine pädagogische Praxis und Strategie von verschiedenen Seiten her zu beleuchten. Mit eigenartiger Hellsichtigkeit erkannte er sehr früh, daß aus den gesellschaftlich-psychologischen Umbrüchen unserer Übergangsepoche eine Gestalt von Welt und Mensch hervorgehen würde, die schicksalhaft auch das Gesicht der Kirche mitbestimmen würde. Am Ende der Neuzeit sieht er weltweit die pluralistische Gesellschaftsordnung heraufziehen und erkennt in gläubigem Realismus darin den Willen und die Stimme Gottes, der die Kirche gehorsam folgen und sich umstellen muß. Als einer der Ersten hat er in Schönstatt versucht, eine Pädagogik und Pastoral zu entwickeln, auch Sozialisationsformen zu schaffen, die dieser epochalen Herausforderung entsprechen. Das ist der eigentliche Sinn seiner Zielformulierung vom „neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft“. Die Legitimierung der Säkularinstitute war für ihn symbolhaft die Anerkennung und Aufnahme dieses neuen, zeitgemäßen Menschentyps und der ihm gemäßen Organisationsform.

Man wird die Tragweite der Texte, die wir von ihm in den vorausgegangenen Heften abgedruckt haben („Wahlchristentum“ in Heft 2, „Der neue Weltauftrag der Kirche“ in Heft 3) und auch des hier vorliegenden Textes aus dem „Oktoberbrief 1948“ nicht leicht überschätzen können. Im Gegensatz zu vielen Gruppierungen und Tendenzen in der Kirche, die aus Sorge um die lebendige Tradierung des gesamten Glaubensgutes der soziologischen und psychologischen Grundverfassung unserer Zeit kritisch-ablehnend gegenüberstehen, hat Pater Kentenich schon sehr früh wagemutig und zielstrebig die Aufgabe einer Umformung von Erziehung und Seelsorge in Angriff genommen. Wohl erst im Fortgang der revolutionären Entwicklung wird sein prophetischer Ansatz in seiner Tragweite voll sichtbar.

Eine zweite dankenswerte Wirkung der verflossenen Kampfesjahre (der nationalsozialistischen Verfolgung) ist die Herrlichkeit der *Geschlossenheit*. Jede wahre Gemeinschaft kennt sie in der doppelten Form der Abgeschlossenheit nach außen und der Aufgeschlossenheit nach innen. Die Art, wie beide in innerer Wechselbeziehung zueinander stehen, charakterisiert treffend den jeweiligen Menschen- und Gemeinschaftstyp. Abgeschlossenheit nach außen kann erreicht werden durch Mauern und äußere Trennungsschichten, die Sicherungsnetzen gleichen; die innere Geschlossenheit läßt sich durch gemeinsame äußere Formen, die Ausdruck und Mittel der inneren Gemeinschaft sind, erstreben und gewährleisten. Je weniger äußere Mauern und pflichtmäßig geforderte, wenn auch beseelte Formen vorhanden sind, umso stärker muß die Klausur des Herzens, desto unzerreißbarer die Bin-

ding an das gemeinsame Ideal, an Gott, Gottes Werk und Gemeinschaft sein. Körperschaften, die als *fliegende Inseln mitten in der Welt* leben, mit ihr verkehren und sich ihr aus apostolischem Geist anpassen müssen, stehen und fallen mit diesem inneren Bindungsorganismus, der trotz aller äußeren Föhlung einen geistigen Schützengraben zieht, trotz aller Überwindung und Durchdringung der Welt und ständiger Verbindung mit ihr innerlich von ihr getrennt, frei und unabhängig macht.

Damit beröhren wir die Existenz-, Lebens- und Schicksalsfrage unserer Schönstätter Verbände, die durch die Constitutio („Provida Mater“, der Gründungsurkunde der Säkularinstitute) an Dringlichkeit und Aktualität ungemein viel gewonnen hat. Durch das Sondergesetz gibt die Kirche dem *neugeprägten Menschen- und Gemeinschaftsbild* nicht nur Daseinsrecht, sie stellt es als bedeutsame Aufgabe der Kirche kommender Zeiten dar. Es mag lange dauern, bis der Geist dieser säkularen Tat Pius XII. von allen verantwortlichen Kreisen richtig verstanden und beantwortet wird. Manchen ist schon die bloße äußere juristische Gestalt ein Buch mit sieben Siegeln. So stark und ausschließlich sind sie mit Denk- und Lebensweise vergangener Zeiten verwachsen und verwurzelt, daß für alles Neue, das Gott durch Zeit und Kirche verlangt, das Organ verkümmert oder erstorben ist. Darum begegnen sie Form und Geist der Instituta und den ernstesten Versuchen zu ihrer praktischen Verwirklichung mit großem Mißbehagen und unverkennbarer Abwehrhaltung. Sie können nicht anders. Glauben vielmehr, Gott und Kirche einen besonderen Dienst zu erweisen. Sie haben tatsächlich auch eine Aufgabe. Durch ihre Gegenwehr mahnen sie zur Ruhe, zum Maßhalten und bewahren dadurch vor Überspitzungen und Fehlentwicklungen. Sie können allerdings auch durch ihr Übergewicht junge, aufquellende Strömungen erdrücken und dadurch das Gegenteil erreichen von dem, was sie wollen. Statt Segen geht Fluch von ihnen aus. Sie hemmen die Entwicklung der Kirche und ihren Siegeszug in bedenklicher Weise. So war es immer in Zeiten großer Weltkatastrophen.

Noch viel weniger sehen und verstehen sie, was das kommende Weltbild, was die Stunde schlechthin von *jeder* Erziehung und Seelsorge verlangt. Die Forderungen zielen alle nach derselben Richtung. Wir gehen mit rasender Geschwindigkeit einer *revolutionären Auflösung aller Lebensgebilde* entgegen. Es ist ein verzehrendes Fieber, was den ganzen Gesellschaftskörper durchrast, ein tödlich wirkendes Gift, das fast unheilbar krank macht und dem Untergang, dem Nihilismus zutreibt. Solange Welt und Umwelt noch christlich sind, wird das Individuum *getragen von der christlichen Atmosphäre*. Darin liegt die große Bedeutung einer gesunden liturgischen Bewegung. Das Individuum ist dann umgeben von reinigender, stärkender und emporbildender Luft, der es sich in schlichter Hingabe unbesorgt aussetzen und ausliefern kann. Es bleibt innerhalb bergender Mauern, die Schutz ge-

währen gegen einstürmenden Welt- und Teufelsgeist. Was geschieht aber, wenn die Luft verpestet, die Atmosphäre vergiftet ist und ein gottfeindliches Massenmenschentum das Individuum herausreißt aus dem schützenden Gehege seiner christlichen Umgebung und liturgischen Atmosphäre und es fast mit unwiderstehlicher Gewalt in seinen zwingenden Strudel hineintreibt? Wer sich da nicht durch starke Entfaltung eines naturgesetzlich bedingten und durch Massenandrang kollektivistischer Strömungen neu belichteten und als notwendig erwiesenen Bindungsorganismus innerlich unzerreißbar gebunden hat an letzte Ideen und Ideale, kann unmöglich widerstehen, viel weniger für Gott und Kirche werbend in die Schranken treten. *Bürgerlich aufgewachsene, bürgerlich verhaftete und bürgerlich denkende und fühlende Kreise* können sich recht schwer in die kommende, zum großen Teil bereits hereingebrochene neue Situation hineintasten. Deshalb ist es ihnen auch unmöglich, für Erziehung und Seelsorge die gegebenen Folgerungen für sich und ihre Gefolgschaft zu ziehen. Krampfhaft festgehaltene bürgerliche Haltung führt leicht zu Spießbürgerlichkeit, konservative Einstellung zur Erstarrung, Traditionstreue zu Mumienhaftigkeit. Wer intuitiv die Zukunft durchschaut oder durch Erfahrung am eigenen Leibe oder Beobachtung in Kollektivs, etwa in Konzentrationslagern, hellsehtig geworden ist, weiß, um was gespielt wird. Er macht sich auf harten Kampf nicht nur mit geborenen weltanschaulichen Gegnern, sondern auch mit Feinden im eigenen Lager gefaßt, wenn er es nicht vorzieht, mit verschränkten Armen dem Untergang zahlloser schiffbrüchiger Mitpassagiere zuzusehen und schließlich selbst vom Wellen- und Wogendrang mitverschlungen zu werden ...

Von hier aus wird das innere und äußere Gesicht unserer Gesamtfamilie und der einzelnen Gliederungen, besonders der Verbände, verständlich. Wortprägung, Taktik und geschichtliche Entwicklung werden ins rechte Licht gerückt. *Wir sind aus der Zeit und für die Zeit von Gott berufen*, darum auch in allen Verzweigungen und Lebensäußerungen durch die Zeit geprägt und auf Überwindung des Zeitgeistes und Schilderhebung des Geistes der Zeit eingestellt. Deshalb nicht nur die wissenschaftliche Durchdringung einer neuzeitlichen Bindungspädagogik mit den Gesetzen der organischen Übertragung und Weiterleitung, nicht nur Ausbau der personalen Bindung zur Bündnispsychologie und Bündnispädagogik, die sich ständig an einer Bündnistheologie orientiert, sondern auch die unerbittliche Konsequenz und Glut bei Kündigung und Verwirklichung. Mag es sich dabei um lokale und personale, um ideen- und werkgemäße Gebundenheiten handeln. Wer um das Geheimnis unseres Werdens und Seins, unseres Wachsens und Wirkens wissen will, muß sich auf *sprudelnde Gnadenkräfte im Familienschöße* aufmerksam machen lassen. Das allein genügt aber nicht. Er muß auch Einblick nehmen in die *geheime Erziehungswerkstatt* der Verbände, vornehmlich

der Marienschwestern. Dort entdeckt er eine vollausgebaute und zielstrebig angewandte Bindungs- und Bündnispädagogik, eine klar herausgearbeitete Idealpädagogik, will heißen eine Hochgemutheits- und Haltungspädagogik zum Unterschied von bloßer Pflicht- und Übungspädagogik, wie sie bis in alle Einzelheiten heutigen Bedürfnissen und Forderungen entspricht ...

Es ist klar, daß die zentrifugalen Kräfte einer vermassten Umgebung mit ihrem Druck und Zwang nur paralytisch werden können – sofern man keine chinesische Mauer aufrichten kann und will – durch außerordentlich starke Betonung des Bindungsorganismus. Je stärker die Vergewaltigungstendenz von draußen ist und je schwächer äußere Sicherungen und Bindungen sind, desto inniger und tiefer muß die Bindung nach oben werden. Das ist ein selbstverständliches Grundgesetz, das zu allen Zeiten Geltung hat, aber besonders in der Zeit der allgemeinen Vermassung und Versklavung bedeutungsvoll ist. Man kann deswegen zentrale Gedanken und Haltungen nicht warm und innig genug betonen. Sendungsbewußtsein genügt nicht, es muß zur Sendungsergriffenheit werden. Idealgebundenheit will sich auswirken als Idealergriffenheit. Geschieht das nicht, so brechen beide beim Ansturm feindlicher Mächte über Nacht zusammen. Fernstehende, die aus einer anderen Welt kommen und darin leben, werden das nicht verstehen ...

Ein flüchtiger Rückblick in Idee und Geschichte der Kirche und kirchlichen Gemeinschaften bestätigt voll auf die absolute Gültigkeit der dargestellten Lebensgesetze. Man nehme sich die Zeit und studiere die Entstehungs- und Frühgeschichte des Jesuitenordens. Wir wählen ihn deswegen, weil er entstanden ist in einer Zeit der Auflösung religiöser Grundkräfte und Traditionen. Von allseitiger Entwurzelungstendenz war damals noch nicht die Rede. Trotzdem wurde die junge Gemeinschaft nicht nur durch die Disziplin des bekannten jesuitischen Gehorsams, sondern auch durch einen inbrünstig bejahten Bindungsorganismus.

Nur so versteht man, wie ein Franz Xaverius in seiner indischen isolierten Stellung und in seinem äußeren Abgeschnittensein von seinen europäischen Mitbrüdern mit einer großen Innigkeit und Selbstverständlichkeit sich das biblische Schwurwort aneignet, das ein Ausdruck tiefer Familienergriffenheit ist: „Verdorren soll, o Gott, hier meine Rechte, wenn ich meines Ordens nicht gedächte.“ Wer will es uns übelnehmen, daß wir nach Jahrhunderten zu demselben Bekenntnis kommen: „Verdorren soll, o Gott, hier meine Rechte, wenn ich, o Schönstatt, deiner nicht gedächte“, nachdem unsere Familienliebe, unsere schicksalhafte innere Verwobenheit und Verantwortung durch die Zeitverhältnisse viel stärker bedroht ist, als das bei Xaverius der Fall war.

Man studiere unsere Eigenart, man erinnere sich an die beispiellose geistige und lebensmäßige Verwirrung der Zeit und an unseren Charakter als

fliegende Insel ohne gesicherten Halt im Milieu und die starken äußeren bindenden Formen, dann versteht man, wie dieselben seelischen Vorgänge hüben und drüben zu denselben Ausdrucksformen drängen. Diesen Strom eindämmen wollen heißt, ihn in solcher Situation zum Versickern verurteilen, heißt, von der Kirche einen zeitbedingten und zeitüberwindenden Menschen- und Gemeinschaftstyp künden lassen, ihm aber die Möglichkeit zu gesunder gesicherter Entfaltung nehmen, heißt, mit *bisherigen Denkkategorien und Erziehungsmitteln, die alle auf Milieu und Atmosphäre, auf kraftvolle Bindung nach unten und ausgiebigen Gemeinschaftsschutz eingestellt sind*, ein Menschengewächs formen wollen, das in einen ganz anderen Boden hineingepflanzt worden ist, wo solche Nähr-, Stärkungs- und Schutzmittel nur ganz mangelhaft vorhanden sind, heißt, ein Ideal ausrufen und die Verwirklichung unmöglich machen. So unverständlich solche Handlungsweise auch sein mag, vorwärtsstrebende, neuzeitliche Gemeinschaften werden noch lange damit rechnen müssen.

Beim Einbruch des Nationalsozialismus in unsere Heimat erklärte mir bei Gelegenheit ein Kirchenfürst, der öfter an unseren Tagungen teilgenommen: „Jetzt erst verstehe ich recht, was Sie immer gekündet und gelehrt haben. Bisher fehlte mir dafür die rechte Vorstellung, weil ich in ganz anderen Verhältnissen aufgewachsen und nach anderen Idealen mich ausgestreckt habe.“ Früher oder später wird das Wort von vielen wiederholt werden dürfen, dann nämlich, wenn die heranbrausende moderne Zeit mit ihrer furchtbaren Dynamik die ganze Welt überflutet hat, wenn das neue Weltbild greifbare Gestalt und Form angenommen und von niemandem mehr übersehen werden kann.

Lothar Penners

Leitsterne gläubiger Existenz in dieser Zeit

„Auf einen Stern zugehen – nur dieses!“

„Denken ist die Einschränkung auf einen Gedanken, der einst wie ein Stern am Himmel der Welt stehenbleibt.“ „Auf einen Stern zugehen – nur dieses!“ In dieses Bild kleidet Heidegger seine Erfahrung mit großen Denkern: daß es solche Gedanken gibt, die im Auf und Ab der Geschichte wie bleibende Leitbilder am geistigen Himmel der Welt stehen und gegenwärtig bleiben, weil in ihnen Grundansätze des Denkens gefaßt sind und deswegen auch immer wieder ins Spiel kommen. Der Gründer der Schönstattgeschichte, Pater Kentenich, hat von seiner Art, Erziehung zu sehen und zu praktizieren, gesagt, ihm hätten für die Aufgabe der Menschenbildung immer gewisse Leitsterne vor Augen gestanden. Man darf vermuten, daß er dabei auf einen langen Weg zurückblickte, auf dem er früher oder später bemerkt hat, daß beim Erziehen das Vertrauen und die Hinführung zum Ideal wichtig sind; daß Erziehung immer etwas mit einem Prozeß, einem Weg, einer Bewegung und mit seelischer Gebundenheit an Personen, Räume und geistige Werte zu tun hat. Und schließlich, daß alle Formungsarbeit von Menschen letztlich keinen anderen Sinn hat, als Vorbereitung und Abrundung jener Bundesgemeinschaft zu sein, die der lebendige Gott mit jedem Menschen eingehen will. Von diesen Leitsternen ergaben sich für ihn eine bestimmte Gangart und ein bestimmter Stil in der Erziehung, der für die Aufgabe der Menschenbildung in dieser Zeit und für die pastorale Arbeit der Kirche in der Zukunft Wesentliches faßt. Für ihn selbst waren diese Grundmomente kein mehr oder weniger zufälliges Konglomerat, sondern etwas wie ein System: sie bilden für ihn ein Ganzes, eben eine Art Sternbild, das ihn selbst geleitet hat und das er anderen aufschließen wollte.

Im folgenden soll es um den Versuch gehen, diese Leitsterne zu betrachten unter der Voraussetzung, daß in ihnen mehr gefaßt ist als das kategorial Erzieherische in einem eingeschränkten Sinn, nämlich Grundmomente, die den spezifischen Typ einer religiösen Bewegung prägen wollen; dies letztlich deswegen, weil Erziehung für Pater Kentenich nicht etwas Regionales war und weil die Gestalt seiner Pädagogik Antwort geben will auf Grundprobleme menschlicher Existenz in dieser Zeit. Der Deutlichkeit halber sei das Anliegen der Überlegungen in eine thesenhafte Form gekleidet:

Die Leitsterne der (schönstättischen) Erziehung müssen zu Grundworten existentiellen Vollzugs werden, wenn Erziehung unter ihrem Vorzeichen nicht etwas Partielles bleiben will – wie ihr existentieller Vollzug nicht ohne erzieherisches

Bemühen geschehen kann. Sie „verdienen“ das, weil in ihnen Grundprobleme und Daseinsformen unserer Zeit gefaßt sind. In ihnen kristallisiert sich eine Denk- und Lebensform, die dem Geist unserer Epoche kongenial ist.

Fünf Grundworte

Um diese Zeit- und Kulturkorrespondenz der „Leitsterne“ zu heben, muß man sie freilich ein wenig abwägen und von verschiedenen Seiten aus betrachten. Erst ein lebendiges Gegeneinanderhalten gibt dann den Blick frei für die Einsicht, daß in ihnen so etwas wie ein existentiell bedeutsamer Weg gegeben zu sein scheint für menschliches und christliches Leben heute. Als Grundworte sollen sich hier einlösen

- Bewegung
- Ideal – Identität – Vision
- Vertrauen
- Bindung / Bindungsorganismus
- Bündnis – Bund – Förderativität.

Diese Grundworte sollen dann unter verschiedenen Perspektiven betrachtet werden, damit das Gesamt ansichtig wird, das sowohl organische Einseitigkeit ermöglicht wie auch einen ausgewogenen Weg garantiert.

I. BEWEGUNG

Bewegung als Signatur der Zeit

Es braucht nicht lange erörtert zu werden, daß „Bewegung“ zu den Grundphänomenen unserer Zeit im kleinen wie im großen zählt. Die Mobilität im Arbeits- wie im Wohnbereich der Menschen gehört ebenso dazu wie kürzer- oder längerfristige geistig-gesellschaftliche Strömungen. Unser Jahrhundert der auslaufenden Neuzeit und anhebenden Postmoderne hat begonnen mit „Bewegungen“: der Jugend, der Frauen und der Arbeiter, und scheint zu schließen mit „Bewegungen“: um den Frieden, um die Erhaltung der Natur, um die definitive Emanzipation der Frauen und der jungen Völker. Die politischen Katastrophen des Jahrhunderts waren ausgelöst von „Bewegungen“: eines weltweiten kolonialen Imperialismus, der zum ersten, von Nazismus, Faschismus und Bolschewismus, die zum zweiten Weltkrieg führten. Nicht anders die Kirchen: hineingezogen in die kulturellen Umwälzungen des Jahrhunderts, sind auch sie nicht zu denken ohne ihre „Bewegungen“. In der ersten Jahrhunderthälfte waren es die, die auf Erneuerung der christlichen Quellen im Konzil und ökumenischen Dialog hinausliefen: Bibel, Liturgie, Maria, Kirche, dialektische Theologie. In der

zweiten Hälfte sind es die neuen geistlichen Bewegungen pluriformer Art als Ansatz ganzheitlicher Realisation von Kirche unter gewandelten Verhältnissen. Ähnliches wäre vom gesamtulturellen Bereich zu sagen: aus der Welt der Politik, der Literatur, der Erziehung, der aufkommenden Medienlandschaft.

Ebene der Grundlagenreflexion

Das soziokulturelle Phänomen von Bewegung und Veränderung verweist auf größere Tiefen und weiträumigere Einschnitte der menschlichen Gesamtgeschichte. Es stellt Fragen und eröffnet Probleme, welche die Grundlagenebene des Denkens, Verhaltens und darum auch des Erziehens berühren (Pater Kentenich spricht von Bewegungs„pädagogik“). Die Pastoralkonstitution des II. Vatikanischen Konzils sprach, die Zeichen der Zeit aufnehmend, von dem offenkundigen Wandel von einem mehr statischen zu einem dynamischen Seinsverständnis. Die oftmals dramatische Veränderung und Beschleunigung in vielen Lebensbereichen haben demnach erst allmählich ein Bewußtsein dafür geschaffen, daß die Wirklichkeit und der Mensch – auch vom herkömmlichen Denken immer als Werde-Sein gedeutet – in diesem durchgängigen Bewegungscharakter erscheinen. Die zurückhaltende, mehr phänomenologische Darstellung der Konzilsaussage wäre zu erweitern um die Diskussion der verschiedenen Autoren, Schulen und Ansätze, welche versuchen, diese grundlegende Veränderung in der Selbst- und Seinserfahrung zu verarbeiten, wofür nur auf Heideggers These von der Seinsgeschichte, das Prozeßdenken Whiteheads und den Strukturgedanken Rombachs hingewiesen sei. Dieselben Anstöße haben auch zu Neuansätzen in der Theologie geführt. Soweit diese nicht einfach aus der Übernahme philosophischen Denkens entstanden sind, sondern aus genuin christlichen Einsichten, verweisen sie auf ein Verständnis von Christentum zurück, das dieses primär als universale Lebensbewegung sieht. Für eine solcherart dynamisch strukturierte Theologie sei aus dem deutschsprachigen Raum namentlich hingewiesen auf die Theodramatik H. U. von Balthasars und die trinitarische Ontologie von K. Hemmerle.

BEWEGUNG – ein Grundwort unserer Zeit. Nur in diesem vorgängigen Horizont ist „Bewegungspädagogik“ zu verstehen.

Die existentielle Dimension

Können „Bewegungen“ als Exponenten einer dynamisch sich artikulierenden Zeit gelten, dann bedeutet Bewegung zugleich zentral eine Herausforderung an die Mitglieder und Mitträger(innen) solcher Gruppierungen, ja an die gläubige Existenz von Christen in einer gewandelten Zeit. Sie sind dann gehalten, einen Typ gläubigen Daseins zu entwickeln, der sich bewegen läßt – letztlich von niemand anderem als dem lebendigen Gott; der gleichzeitig Freude daran hat, andere in Bewegung zu bringen – wiederum: letztlich auf den lebendigen Gott zu. Wenn es zurecht eine Prozeßtheologie und -philosophie gibt, mag sich von daher auch eine Prozeßspiritualität legitimieren. Wenn es für christliche Existenz eine überzeitliche Berufung dazu gibt, „eine Säule im Tempel Gottes“ werden zu dürfen, so gibt es doch auch die Berufung des „bewegten“ Christen, der in irgendeiner Form ein „Wellenchrist“ sein muß, der demütig vertrauend auf Fernwirkungen seines Zeugnisses hofft.

Zum gläubig motivierten und deswegen bewegten Christen gehört auch das Ernstnehmen einmalig gegebener Chancen und Konstellationen. Das mittlerweile geflügelte Wort Gorbatschows: „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben“, ist im Grunde genommen die agnostische Version eines urchristlichen Themas, das Augustinus in die Formel „Timeo Dominum praetereuntem“ gekleidet hat – „Ich habe Sorge, daß der Herr vorbeigeht“. Eine christliche Lebensbewegung kann nicht mit Strömungen arbeiten, die längst überholt sind.

Nur wer ganzheitlich beweglich bleibt und Sinn für das treibende Interesse im andern und in der Zeit hat, wird erzieherisch so prozeßhaft handeln können, daß vorgegebene Ziele auf einem gangbaren Weg immer mehr plausibel erscheinen. Mit unbewegten Erziehern ist nun einmal keine Bewegungspädagogik zu machen. In diesen Kontext gehört, daß Pater Kentenich für sich als Ideal aufstellte, grenzenlos veränderungsfähig zu bleiben.

Die strukturelle Dimension

Der Grundzug Bewegung im Bild des modernen Christseins ist in dieser Form überspitzt und muß deswegen ergänzt werden. Bewegung selbst verlangt, von ihrem Ziel und ihren möglichen Ursprüngen her betrachtet zu werden. Das lenkt den Blick wie von selbst auf die Teleologie des Geschehens: das, was im Fortgang unseres Artikels unter den Stichworten IDEAL und VISION zu behandeln sein wird. Die Frage nach den Ursprüngen und Verwurzelungen läßt fragen nach den BINDUNGEN. Das Ausmaß von Veränderung heute hat zu tun mit dem VERTRAUEN. BEWEGUNG als geschichtlicher Gesamtvorgang muß in Beziehung gesehen werden zu jener

Grundbewegung zwischen dem Gott der Geschichte und dem lebendigen Menschen, deren Schnittpunkt der heilsgeschichtliche BUND darstellt, von dem sich eine föderale Sozialstruktur herleitet.

II. IDEAL – IDENTITÄT – VISION

Von der Praxis der Erziehung her gesehen ist zunächst darauf hinzuweisen, daß IDEAL hier mehr meint als das umfassende Selbstbild des Einzelnen, der Kleingruppe, der Ordensfamilie o. ä. Das Grundwort IDEAL ist deswegen ergänzt durch Begriffe, die nicht direkt den Aspekt der Selbsterziehung betreffen, aber in enger Verwandtschaft mit IDEAL zu sehen sind. „Ideale“ sind auch dann präsent, wenn sie als bewußt geschaute oder unbewußt leitende Zielbilder wirken, aber das Wort „Ideal“ sprachlich in den Hintergrund tritt, wie das wohl in den letzten Jahrzehnten im deutschen Sprachraum der Fall war.

Signatur der Zeit

Es mag für den Fortgang der Überlegung zunächst ausreichend sein, darauf hinzuweisen, daß jede der aufgezählten Bewegungen nicht zu denken ist ohne ihre VISION. Wer das Bewegungsgeschehen unserer Zeit und der mutmaßlichen Zukunft nicht einfach nur registrieren will, muß mehr noch als ihre Ursprünge ihre VISION aufnehmen. Man versteht die Friedensbewegung nur, wenn man die Sehnsucht nach einem Gesamtmilieu mitvollzieht, in dem Mißtrauen und Aggressivität merklich abgebaut sind; man muß hinter einem Namen wie „Communione e Liberazione“ Erfahrungen und Vorstellungen aufspüren, die Befreiung durch Gemeinschaft ermöglichen. Bewegungen sind nicht möglich, wenn nicht eine VISION sie hervorbringt. Die Beobachtung von Kommen und Gehen, von Auf- und Abschwollen solcher Bewegungen zeigt auch, daß ihr Bleiben und Wirksamsein in ihrer IDENTITÄT zusammenhängt mit der Plausibilität oder dem Verblässen ihrer VISION. Ein Blick in die Literatur macht deutlich, wie stark diese sich der Identitätsproblematik des Menschen in der offenen Gesellschaft angenommen hat. Denn offensichtlich ist die Identitätsfrage für ungezählt viele zum Problem geworden. Der Entwurf von Identität in seiner existentiellen Dringlichkeit steht heute unter einem doppelten Vorzeichen: auf der einen Seite waren Wesen und Funktion von Identität anthropologisch wohl noch nie so durchleuchtet wie in der Gegenwart, auf der anderen Seite ist Identitätsbildung über die reine Sozialisation in einer pluralistischen Gesellschaft ungeheuer erschwert, insofern in ihr eine tragende Wertbindung relativ wenig wegweisend ist.

Aspekte der Grundlagenebene

Zunächst darf daran erinnert werden, daß es in diesem Rundblick der verschiedenen Perspektiven nicht darum geht, Fragestellungen erschöpfend zu behandeln, sondern zu zeigen, daß bestimmte Zeit- und Existenzprobleme auch neuralgische Grundlagenfragen aufwerfen. Damit wird deutlich, daß die erzieherischen Leitsterne Pater Kentenichs mehr darstellen als einen Praxiskatalog im Anwendungsbereich.

In diesem Sinne ist es in hohem Maße aus heutiger Sicht kulturkonvenient, wenn Pater Kentenich von Beginn an das Leitbildkonzept seiner Idealpädagogik interdisziplinär anging. Er war der Überzeugung, daß es gerade im Bereich des Idealstrebens um einen mehrdimensionalen Ansatz aus psychologisch-anthropologischer und theologisch-metaphysischer Perspektive geht. Hierfür kann auf die drei Definitionen des Ideals hingewiesen werden: als Grundzug und Grundstimmung (psychologische Beleuchtung), als Bild Gottes und Teilhabe an der göttlichen und gottmenschlichen Vollkommenheit (theologisch-metaphysische Beleuchtung). Im Anschluß daran sei angemerkt, daß sich jedes Selbstbild- und Leitbildkonzept im Brennpunkt geisteswissenschaftlichen Frontgebietes bewegt: jede metaphysische Sicht des Menschen, die von seiner Gottebenbildlichkeit ausgeht und sich somit auf eine seinsmäßige Verwandtschaft mit dem Absoluten berufen kann – und das tut die Philosophie und Theologie des Ideals –, kommt heute theoretisch wie praktisch nicht daran vorbei, diese Sicht zu konfrontieren mit den Erklärungsversuchen der (Tiefen-) Psychologie über die Struktur und Dynamik der Seele auf Wachstum und „Vollkommenheit“ hin. Pater Kentenich war sich sehr bewußt, daß er sich in diesem interdisziplinären Gebiet bewegte. Inwieweit sein Problembewußtsein in diesen und anderen Fragen sich genügend „vererbt“ hat, mag eine andere Frage sein.

Eine weitere Parallelität zwischen dem Leitbildkonzept Pater Kentenichs und der Identitätsdiskussion besteht darin, daß auch Pater Kentenich dem Ansatz und der Lehre nach einen weithin formalen Entwurf vorgelegt hat, welcher in der konkreten (Selbst-)Erziehungsarbeit inhaltlich zu füllen ist – ähnlich wie auch die Diskussion um Identität als Bildungskonzept naturgemäß formal bleiben muß. Gerade in der Kombination von formalem Ansatz und inhaltlich erschlossener Wertwelt des marianisch geprägten „neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft“ liegt seine Auswertung für den Anwendungsbereich. Bei aller Nähe der schönstättischen Idealpädagogik zur Fragestellung von Identitätskonzepten sei aber darauf aufmerksam gemacht, daß Identität und Ideal sich zwar berühren, aber nicht einfach dasselbe sind: wenn es einen gewissen Konsens darüber gibt, daß zur Identität die Trias von Selbstbild, internalisiertem Fremdbild und Kontinuität ge-

hört, scheint es doch signifikant, daß die Frage nach der Vervollkommnung nicht ohne weiteres als integraler Bestandteil von Identität gilt. Das Streben nach Vervollkommnung gehört aber zum Leitbildkonzept christlich-schönstättischer Idealpädagogik hinzu, jedoch als Streben aus Freiheit und Hochherzigkeit in personaler Liebesbindung, nicht unter dem Zwang eines wie immer gearteten „Über-Ich“.

Die existentielle Dimension

Wenn die Leitsterne insgesamt den Typ einer bestimmten Denk- und Lebensform schaffen wollen, dann liegt gerade im Feld von IDEAL/IDENTITÄT und VISION ein Schwerpunkt existentieller Implikationen. Das gilt noch mehr, wenn BINDUNG und BUND miteinbezogen werden. Hier geht es nicht nur darum, ob der Christ und Schönstätter noch strebsam ist, sondern darum, ob er reflexiv oder funktional Idealpädagogik als Lebenshilfe im Sinne des Identitätsstrebens leben und anbieten kann. Das heißt, daß für ihn Idealstreben fundamental die Einheit von Vollkommenheitsstreben und Selbstwerdung bedeutet – und nicht primär die Verinnerlichung von Sozialnormen kirchlicher Klein- oder Großgruppen, so sehr der Gemeinschaftsbezug zur Idealbildung dazugehört. Mit anderen Worten: es ist entscheidend wichtig, ob sich der Einzelne immer mehr in seiner ureigenen Grundstimmung findet und aus ihr lebt. Nur dann ist systematische Selbsterziehung Ausdruck von Selbstverwirklichung und nicht pflichtmäßiges Programm.

Es gehört schließlich dazu, daß ein Schönstätter, für den die Leitsterne zur Lebensform geworden sind, Idealpädagogik so verfügbar hat, daß er mithelfen kann, Lebensbereiche und Gruppierungen aus ihrer eigenen Vision heraus zu erneuern. Zum Beispiel an eine müde gewordene Gemeinde so zu glauben, daß gerade auch sie Kirche vor Ort ist und damit das Ideal hat, Sakrament des Bundes Gottes mit den Menschen und der Menschen untereinander zu sein für den Lebensraum, in dem und für den sie existieren.

Gelingt es auf diese Weise verlebendigend zu wirken im Sinne einer Neuerweckung verkümmelter Identität, käme es des weiteren darauf an, Ausdrucksformen zu schaffen für die sich anbahnende Idealverwirklichung in Symbolen und Lebensformen. Das brächte insgesamt einen Typ von Schönstättlern hervor, der mehr kreativ und nicht nur „zuverlässig“ erlebt würde. In einer Zeit, in der postmaterialistische Werte gefragt sind, ist der Dienst an der Identitäts- und Idealbildung besonders hilfreich – wenn er lebensdienlich geschieht, nicht mit erhobenem Zeigefinger. Ein solcher Dienst am dauernden Prozeß der Idealkristallisation ist es auch, entstehende Grundzüge als Teil eines gesamten Prozesses zu verstehen und sie zu-

nächst einmal zeitweilig einfach gelten zu lassen, auch wenn sie noch unvollständig sind. Wenn heute zum Beispiel viele Menschen Ausschau halten nach einer geschwisterlichen Kirche und Gesellschaft, sollte man das zuerst einmal unterstützen und stehen lassen, ohne sofort anzumahnen, daß ohne Autorität alles im Abgrund enden muß. Zugleich aber sollte man sich darum bemühen, daß der Sinn für das Väterliche und Mütterliche neu wachsen kann.

Zum Schluß sei endlich ein Hochziel für einen Lebens- und Arbeitsstil genannt, bei dem IDEAL/VISION und IDENTITÄT Grundworte oder Leitsterne bedeuten: Pater Kentenich hat des öfteren darauf hingewiesen, daß es so etwas wie „erworbene Visionen“ gibt. Offensichtlich hat er dabei die Unterscheidung der mystischen Gebetslehre vor Augen gehabt, die zwischen „eingegossener“ und „erworbener“ Beschauung differenziert. Bei dieser letzteren Art von erfahrener Gottesnähe und liebender Gottverbundenheit fallen alle außergewöhnlichen Phänomene des mystischen Gebetslebens weg. Deswegen konnte er sie im praktischen Vorsehungsglauben auch auf den geschichtlich-welthaften Bereich übertragen. Ohne so geartete Beschauungsgnaden ist sein Ideal-Realismus als Erkenntnishaltung und seine Griffsicherheit im Lebendig-Konkreten vieler Sachverhalte wohl kaum zu erklären. Auch hier liegen sowohl Erbe wie Auftrag seiner ganzheitlichen Glaubenschule: ohne solche „erworbenen“ Beschauungsgnaden für Ideale und Visionen, Zielsetzungen und Aufträge, Ausdrucksformen charismatischer Aufbrüche und Sendungen innerhalb der Kirche wird die Gründung Pater Kentenichs die Leucht- und Anziehungskraft lebensgestaltender Idealpädagogik wohl kaum unter Beweis stellen können.

Strukturelle Dimension

Daß Idealstreben immer ein Prozeß ist, verweist zurück auf den Leitstern BEWEGUNG und Bewegungspädagogik. Wenn IDEAL/IDENTITÄT und VISION nicht eigenmächtig-willkürliche Setzungen sein sollen, verweisen sie letztlich auf das unendliche Du, an dessen Selbstbesitz jede Form von Identität und an dessen Vollkommenheit jede Form von Idealstreben des Menschen teilnimmt. Das gilt auch für seine Lebensmitteilung über geschöpfliche Transparente, denen man sich vertrauensvoll anschließen kann: BINDUNG/BUND und VERTRAUEN. (Ein zweiter Teil folgt)

M. Erika Frömbgen

Zum Problem einer wertorientierten Sexualerziehung in unserem Kulturraum

Der folgende Beitrag geht im Ansatz auf ein Impulsreferat im Rahmen der Pädagogischen Tagung 1990 in Schönstatt zurück, angelegt als Versuch einer Zeitdiagnose mit Blick auf die pädagogische Situation in dem heutigen Kulturraum der sogenannten westlichen Industrie- oder Konsumnationen. Aus der Frage nach der Rückeroberung einer wertorientierten Sexualerziehung ergibt sich eine kritische Analyse alldessen, was die derzeitige Erziehungskrise in der Vermittlung überdauernder Werthaltungen in den menschlichen Beziehungen maßgebend beeinflusst und zu dem allgemein beklagten Orientierungsverlust geführt hat. Dahinter steht die Erwartung, daß nur über eine kritische Sondierung der Erziehungsbedingungen eine Rückgewinnung der pädagogischen Verantwortung zwischen den Generationen, eingebunden in die Weitergabe des christlichen Glaubens, möglich ist.

In einer pluralistischen Gesellschaft ist es von existentieller Bedeutung, daß man sich die sogenannten *Miterzieher im pädagogischen Feld* deutlich macht. Doch ist die nur vorbereitende Aufgabe nicht leicht zu lösen, weil der Pluralismus die Sondierung der konvergierenden Ansichten und Angebote erschwert. Ein solches Unterfangen kann – ohne daß man es verübeln sollte – bereits im Ansatz als anmaßend eingeschätzt und abgetan werden. Wer jedoch die normbildende und einstellungsvermittelnde Erziehungsmacht der öffentlichen Meinung, den psycho-sozialen Gruppendruck und die publizistisch unterstützten Ressentiments ernst nimmt, weiß, daß die gegenwärtige Neuorientierung in der Wertevermittlung nur über den *Weg klärender Bewußtseinsbildung* gehen kann. Eine in Grenzen zuverlässige Gewähr in diesem pädagogischen Bemühen ist zudem erst dann gegeben, wenn die richtigen Ansatzpunkte gegen den Druck der öffentlichen Meinung gefunden und berücksichtigt werden.

Für Pater Kentenich, in dessen „Erbfolge“ die Pädagogischen Tagungen Schönstatts stehen, waren die „Zeiten- und Seelenstimmen“ jeweils die wichtigsten Impulse für seine pädagogischen Reflexionen und seine konkreten Bemühungen um eine wertorientierte Bewußtseinsbildung, nicht zuletzt auch im Sinne einer Sanierung sexualpädagogischer Irrwege oder – positiv ausgesagt – einer ganzheitlichen Liebeserziehung. Wer das Buch Papst Johannes Pauls II. „Erziehung zur Liebe“ und sein Konzept hierzu in Vergleich setzt, wird eine Fülle von Übereinstimmungen in Ziel- und Wegbeschreibungen entdecken.¹

Einleitend zu der folgenden Problemdarstellung bedarf es einer definitiven Aussage zur Sexualerziehung, um sich möglichst gleichsinnig zu verständigen. Hier geht es um eine an christlichen Werten orientierte *ganzheitliche Gestaltung personaler Geschlechtlichkeit*.

Mit Blick auf eine derart komprimierte Definition ist vor allem darauf hinzuweisen, daß die Mehrdimensionalität und damit der Spannungsreichtum in den menschlichen Sexual- und Sozialbeziehungen hier auszuloten sind, wie sie uns eine auf dem Stand der Zeit hilfreiche Literatur näher erläutert.²

Um das folgende Vergleichsmaterial in seiner Vielgestaltigkeit möglichst übersichtlich zu disponieren, bieten sich verschiedene Methoden an. Hier soll die *Auflistung markanter Einflußgrößen* auf die konkrete Sexualerziehung so gestaltet werden, daß sich der jeweils daran Interessierte leicht orientieren kann, um daran seine eigenen Erfahrungen zu sichten und sie ergänzend oder korrigierend einzubeziehen. Dazu bieten sich folgende Schwerpunkte an:

- zur Auflösung traditioneller Normen und ihre Ursache
- zur Suche nach neuen Interpretations- und Handlungsmustern
- zur Frage nach pädagogischen Hilfen.

AUFLÖSUNG TRADITIONELLER NORMEN UND IHRE URSACHE

In einer Studienwoche, in der ebenfalls eine Materialanalyse zu diesem Thema zur Diskussion stand, ergaben sich auch Beiträge von Teilnehmern aus Burundi. Sie machten deutlich, daß die dortige Landbevölkerung noch an ihre Stammessitten gebunden ist und in der Mehrzahl daran festhält. Das heißt konkret: hier wird die Vorbereitung auf die Ehe durch die Enthaltensamkeit von beiden Partnern gefordert und respektiert. Früher wurde ein Verstoß gegen dieses durch Norm und Erziehung eingeforderte Sittengesetz sogar mit dem Tod bestraft. Inzwischen ist die Todesstrafe zwar durch die öffentlich-rechtliche Gesetzgebung verboten, aber die Ächtung durch die Sippe ist geblieben. Im städtischen Milieu dagegen, wo Medien und Praktiken der Industrienationen den Vergnügungsmarkt und damit auch den Sex-Konsum bestimmen, hat sich der Verlust sittlicher Normen und damit eine ähnliche Tendenz ausbreiten und durchsetzen können, wie sie in unserem Kulturraum allgemein anzutreffen ist. Diese tragische Form der Entwicklungshilfe wird nach Aufhebung der Kolonialherrschaft als zweite Ausbeutungswelle der Industrienationen beklagt.

Aus vorbereitenden Gelegenheitsgesprächen zu diesem Thema kam eine ganz andere Erfahrung zur Sprache, die vor allem die jüngere Generation

aufhorchen läßt. Denn bis in die Mitte der 50er Jahre kam es nicht selten vor, daß ein Mädchen bis in die Brautnacht noch nicht um ihre eigene Geschlechtlichkeit wußte, viel weniger um die des Mannes. Eine Frau erzählte, daß sie selbst nach ihrer Zeit bei der Wehrmacht als Luftwaffenhelferin mit 23 Jahren noch nicht wußte, wie ein Kind geboren wird.

Unwissenheit und Normirritierung wurden besonders idealgesinnten jungen Menschen zum sittlichen Problem, dem die Erwachsenen oft hilflos und ratlos begegneten. In diese Situation suchte neben anderen Dr. med. Friedrich E. Freiherr von Gagern mit seiner Reihe „Seelenleben und Seelenführung“ eine fachkundige Hilfestellung aus christlichem Ethos anzubieten, nicht ohne ernste Aufforderung zur Korrektur bei den pädagogisch Verantwortlichen.³ Im 4. Band seiner Reihe zieht er unter dem Titel „Die Zeit der geschlechtlichen Reifung“ eine eindrucksvolle Bilanz mit Blick auf einen pädagogischen Notstand in der Sexualerziehung als Fehlerziehung. Diese bewegte sich bereits zu dieser Zeit zwischen den Extrempolen der Leibfeindlichkeit und einer sexuellen Verwahrlosung der Jugend.

Ein kritischer Rückblick auf die moralischen Vorstellungen und Normsetzungen mit Bezug auf den christlichen Lebensvollzug zeigt zudem, was über Jahrhunderte hinweg in übertriebenen Forderungen Geltung beanspruchte und die Erziehungspraktiken im familiären, schulischen und seelsorglichen Dialog mit der heranwachsenden Generation belastete. Dort, wo sie für die Gewissensbildung bestimmend wurden, wirkten sich die Negativfolgen bis in unsere Zeit aus und belasten noch heute das religiöse Erbe unseres Kulturraumes. Wird die Last derartiger Normvorgaben mit Recht als unnatürlich oder anmaßend in Frage gestellt und schließlich als Überlast abgeworfen, entsteht nicht selten *ein sittliches Vakuum* und ein kaum wiederzugewinnender *Vertrauensschwund* in die bis dahin wertvermittelnden Personen, Institutionen und Lebensräume. Dieser Kulturvorgang wird sowohl mit individuellem als auch mit sozialem Unbehagen wahrgenommen und zumeist mit einer verdeckten pädagogischen Rat- und Hilflosigkeit beantwortet.

Eine derartige Entwicklung müssen wir zunächst als geschichtlichen und aktuellen Hintergrund für die hier und heute vorfindbare Kulturszene diagnostizieren. Denn nur so ist zu verstehen, warum sich ein solcher Wandel im sittlichen Denken, Beurteilen und Handeln, bezogen auf die personale Geschlechtlichkeit, vollziehen konnte, ohne im Detail eine volle Akzeptanz bei jung und alt zu finden.

Für die Auflösung traditioneller Normen lassen sich verschiedene und zum Teil sehr komplexe Ursachen benennen. Hier sollen folgende näher erläutert werden:

- der Tabu-Bruch durch die Freudsche Schule
- die Werte-Relativierung durch die Sozialwissenschaften
- der ethische Bindungsverlust durch den Meinungspluralismus
- der Autoritätsverlust der Kirche(n)
- das Lustprinzip als Lebensprinzip.

Der Tabubruch, eingeleitet durch die kulturkritischen Analysen Sigmund Freuds auf der Basis seiner psychopathologischen Studien in der bürgerlichen Gesellschaft um die Jahrhundertwende, löste zunächst einen Kulturschock und in dessen Gefolge eine Protestbewegung aus. Dennoch ging eine fortgesetzt schonungslose Entlarvung der „Lebenslüge“ (Ibsen), auch doppelte Moral genannt, zunehmend in die Literatur und in die wissenschaftliche Diskussion ein. Die Publikationsbreite und -intensität, mit der sich die modernen Massenmedien nach dem Zweiten Weltkrieg an diesem Prozeß beteiligten, läßt das 20. Jahrhundert im Rückblick als *ein Jahrhundert der sexuellen Revolution* kennzeichnen. Dabei sollte man nicht verkennen, daß diese längst überfällige kulturelle Entlarvung bereits in der ersten Jahrhunderthälfte durch die Jugendbewegung und von daher durch einen personal-individuellen Bewußtseinswandel, unabhängig von der psychoanalytischen Schule Freuds, unterstützt wurde. Was sich anschließend durch den Nationalsozialismus – systemkonform begrenzt – im deutschen Kulturraum ins Leben übersetzte, beansprucht seit den 50er Jahren die allgemeine Kulturszene, ergänzt und inzwischen überformt durch den sich ausbreitenden Amerikanismus.

Die Negativfolge: Sex als Reizangebot bestimmt heute – ohne Rücksicht auf ethische Normen – einen öffentlich legitimierten Markt. Film und Presse, Fernsehen und Werbung, Video und Mode lassen ihr Konsumangebot weitgehend davon bestimmen. Die Reizprovokation kennt keine Grenzen, auch nicht die des Jugendschutzes. Die Übertragung solcher Angebote in den konkreten Lebensvollzug des einzelnen und der Gesellschaft nimmt an der Marktlegitimierung teil. Vereinfacht, aber dennoch stimmig kann man feststellen:

- Eine normgebende Grenze ist nicht mehr erkennbar.
- Jeder bestimmt selbst, was er für sich als recht und richtig einschätzt.

Diese inzwischen als selbstverständlich erreichte Emanzipation von allgemein verbindlichen ethischen Werteinstellungen und Normvorstellungen enthält jedoch ein pädagogisches Problem, das in seiner Dichte vielen erst bewußt wird, wenn das Defizit bereits zu verhängnisvollen Folgen geführt hat. Eltern und Jugendliche, Lehrer und Schüler, Seelsorger und Psychologen, Richter und Bewährungshelfer, Erzieher und Sozialarbeiter können eine Fülle von tragischen Beispielen zusammentragen, über welche leidvolle Erfahrungen heute oftmals der Weg zu der Einsicht führt, daß

menschliche Sexualität einer wertorientierten personalen und sozialen Kultur bedarf.

Die Sozialwissenschaften, die heute mehr denn je zuvor als Hilfestellung für pädagogische Fragen herangezogen werden, können aufgrund ihres Selbstverständnisses als „wertfreie Wissenschaften“ gerade dieses Vakuum nicht ausfüllen.

Es ist bislang noch kaum ins Allgemeinwissen übergegangen, daß die hier gewonnenen Erkenntnisse auf einem Methodenansatz beruhen, der vom Vorfindbaren ausgeht und es nach der Anzahl der spezifischen Fallbeispiele einschätzt, um von daher über normal und abnorm zu urteilen. Ein eindrucksvolles Beispiel dieser Art ergab sich schon vor Jahren in einem Lehrbuch der Psychologie für soziale Berufe. In der Erst- und Zweitausgabe galt Onanie noch als eine entwicklungsbedingte psychosomatische Störung, in den folgenden Auflagen wurde sie bereits als normale psychosexuelle Abreaktion benannt, weil sie nach den neueren Erkenntnissen aufgrund der statistischen Norm inzwischen als allgemein akzeptierte Gewohnheit eingestuft wird. Eine vergleichbare Relativierung in der Einschätzung überkommener Normvorgaben zur Regulierung personaler Geschlechtlichkeit gehört inzwischen zu den methodischen Praktiken pseudowissenschaftlicher Folgerungen, die den Leserkreis in Illustrierten und preiswerten Bestsellern erreichen. Hier wird nicht nur die Inzestschranke und die voreheliche und außereheliche Abstinenz in Frage gestellt, sondern der sexuelle Triebverzicht generell als abnorm eingeordnet, ohne daß man erwarten darf, daß seriöse Forschungsergebnisse die gleiche Marktlücke erreichen.

Der ethische Bindungsverlust, den Erzieher und Seelsorger heute auf breiter Basis als besonderes Hindernis für eine wertorientierte Sexualerziehung feststellen, ist bereits Folge des subjektiv bestimmten Werte- und Normpluralismus in unserem Kulturraum. Dieser Bindungsverlust hat sich komplementär zum personalen Bindungsverlust entwickelt, ein Prozeß, auf den Pater Kentenich bereits anlässlich seiner Pädagogischen Tagungen 1950 und 1951 mit Nachdruck aufmerksam machte und der heute im Ergebnis eine erschreckende *personale Bindungsunfähigkeit* anzeigt.⁴ Überdauernde Wertorientierung im Sinne verantwortlicher Gewissensbindung ist jedoch ohne personale Tiefenbindung im Sinne von Urvertrauen und emotionaler Gemütsbildung durch Tiefengefühle – hier Wertgefühle – nicht möglich. Die seelische Oberflächlichkeit – hier im Wortsinn verstanden – läßt nur sentimentale Dürftigkeit in der Wertbindung zu.

Auf diese Zusammenhänge hat mit einem beachtenswerten Buch Ludwig Kerstiens unter dem Titel „Das Gewissen wecken. Gewissen und Gewissens-

bildung im Ausgang des 20. Jahrhunderts“ aufmerksam gemacht.⁵ Es gilt, die Erkenntnisse der Strukturpsychologie in Anwendung auf den „Aufbau des Charakters“ ernst zu nehmen. Sie machen einsichtig, daß einer positiven Gewissensbildung eine ebenfalls positive Gemütsbildung vorausgehen und diese begleiten muß. Letztere ist aber nicht ohne überdauernde Tiefenbeziehungen durch personale, lokale und ideelle Bindungen möglich. Folgerichtig betitelt Karol Wojtyła seine ethische Studie zum Themenkreis Liebe, Ehe und Sexualität mit „Liebe und Verantwortung“, ein Buch, das jedem zu empfehlen ist, der ernsthaft um eine Neuorientierung mit dem Ziel einer christlichen Gestaltung personaler Geschlechtlichkeit bemüht ist.⁶

Dieses *Bemühen um eine verbesserte Ausgangsbasis für den pädagogischen Dialog* innerhalb und zwischen den Generationen stellt vor die Schwierigkeit einer argumentativen und lebensmäßigen Meinungsvielfalt, die für eine pluralistische Gesellschaft symptomatisch ist. Hinzu kommt, daß dieser Meinungspluralismus in unserem Kulturraum als ein „Gütezeichen der Demokratie“ verstanden wird und damit als didaktisches Selektionskriterium für Lehrpläne und Lehrbücher an unseren Schulen. Inkonsequent wurde jedoch vor wenigen Monaten das Material der „Aktion Leben e.V.“ von einer Kultusbehörde deshalb in Frage gestellt, weil es „gegen die geltenden gesetzlichen Regelungen des Schwangerschaftsabbruches Stellung“ nimmt, indem es für das ungeborene Leben Partei ergreift. Das Angebot von Präventivmitteln an Schüler und Schülerinnen für einen ungehinderten experimentellen Sexualverkehr ersetzt nicht selten das pädagogische Bemühen, junge Menschen in den Wertumfang personaler Geschlechtlichkeit einzuführen. Ein Beispiel für die apersonale Art in der Wertevermittlung ergab sich bei einer größeren Lehrerversammlung. Sie wurde mit dem Ziel einberufen, sich im Verbund mit Vertretern der Gesundheitsbehörde über die Aids-Problematik bei Schülern und Schülerinnen an berufsbildenden Schulen näher vertraut zu machen, um gemeinsame Hilfestellungen zu erarbeiten. Auf die ethische Seite des Problems angesprochen, verwiesen die Biologielehrer diesen Anteil an den Religionslehrer und an den Ethikunterricht mit der Begründung: „Wir sind nur für die fachkundige Sachaufklärung zuständig.“ Bedenken, daß eine personale und emotionale wie auch zeitliche Trennung zwischen der faktischen und sittlichen Betroffenheit eine ethische Verantwortung für zwischenmenschliche Beziehungen verhindern könnte, waren kein Grund, den pädagogischen Rückzug hinter die eingeschränkte Fachkompetenz aufzugeben. Die Erfahrung, daß sich Berufspädagogen zu den Themen sittlicher Wertorientierung in der Mehrzahl nicht selbst aussagen, bestätigte sich auch hier. So stützt sich ihr Angebot an die nachwachsende Generation fast ausschließlich auf autoritative Fremdaussagen und verfehlen daher die für den jungen Menschen „not-

wendige“ Lebensübertragung, wenn Beispiele oder Zitate, ausgewählt nach dem Prinzip des Meinungspluralismus, das Verhältnis und den Zugang zu einem Wertkodex relativieren. Sie verhindern daher eher eine überdauernde Wertorientierung im Sinne verantwortlicher Gewissensbildung, statt sie zu unterstützen, wie Ludwig Kerstiens in seinem oben benannten Beitrag zur Gewissensbildung begründet ausführt.

Der Autoritätsverlust der Kirche(n) hat an diesem pädagogischen Vorgang einen nicht unbedeutenden Anteil. Theologen, die die christliche Ethik in Lehre und Forschung vertreten sollten, reagieren in Fernsehreportagen zu unserem Themenkomplex zumeist ausweichend, verschleiern oder auch einseitig parteinehmend für Problemgruppen wie Homosexuelle, Transvestiten und andere. Eine neutestamentliche, vom Evangelium inspirierte Gestaltung personaler Geschlechtlichkeit ist derzeit kein Thema, mit der man eine breitere Akzeptanz erwarten darf.

Die Verlautbarungen der Bischöfe und des Papstes erreichen die Öffentlichkeit entweder gar nicht oder verkürzt sowie durch Kommentare derer verzerrt, die keinen inneren Zugang zu ihrem Inhalt haben. Nur wenige machen sich heute die Mühe, solche Schreiben ernsthaft auf ihren Wertgehalt zu sichten und diesen nach Möglichkeit in den eigenen Lebensvollzug aufzunehmen. Dadurch verbleibt der gelegentliche Austausch über die anstehenden Fragen zum Wertkomplex christlich orientierter Sexualerziehung in der Mehrzahl der Fälle bei der Tagesmeinung, ohne die Breite dessen anzusprechen oder auszuloten, die uns heute zur pädagogischen Gestaltung aufgegeben oder – besser gesagt – zugemutet ist. Die überkommenen und zum Teil noch geltenden sittlichen Orientierungen, die sich mit Bezug auf eine primär bäuerliche und bürgerliche Lebensordnung entwickelt haben, lassen sich jedoch nicht ohne entsprechende *Neuorientierung auf den heutigen Lebensraum* einer pluralistischen Industrie- und Konsumgesellschaft als normgebend übertragen. Hierzu bedarf es – wie Pater Kentenich zu sagen pflegte – einer „geist- und hirnverzehrenden Pionierarbeit“. Das heißt: ein geistig waches Christsein ist unter den pädagogisch Verantwortlichen gefordert, so wie es das Zweite Vatikanum in seinen Konstitutionen, Dekreten und Erklärungen voraussetzt.⁷

Pater Kentenich, der diesem mitverantwortlichen Christsein eine besondere Bedeutung für die „Kirche am neuen Zeitenufer“ – wie er sie auf Zukunft hin benannte – zusprach, wurde in den letzten Jahren seines Lebens (1965 – 1968) nicht müde, seine Gefolgschaft an diese mühevollen Aufgabe heranzuführen, um sie daran zu binden. 25 Jahre nach Abschluß des Konzils darf in unserem Zusammenhang die Frage gestellt werden, ob und inwieweit auch der Gründer Schönstatts in den hier angezeigten Autoritätsverlust einbezogen ist, ohne die von vielen unbemerkten Bemühungen zu

verkennen, die von diesem Auftrag her ihre Impulse erhalten haben. Ein Beitrag verdient in diesem Zusammenhang besondere Beachtung: eine Sammlung von Texten Pater Kentenichs, zusammengestellt und eingeleitet von P. Heinrich M. Hug, mit dem Titel „Das katholische Eheideal“.⁸ Aber auch dieses Material ist für den heutigen Menschen ein schwer erschließbares Angebot und keine „leicht verdauliche Kost“.

Eine besondere Schwierigkeit, die dem Bemühen um eine an christlichen Werten orientierte Sexualerziehung entgegensteht, ist nicht zuletzt eine allgemeine Mentalität, die das *Lustprinzip als Lebensprinzip* zum Ideal erhoben hat. Die Unterscheidung und damit die Entscheidung nach dem, was lustvoll ist beziehungsweise weniger Lustgewinn einschließt, gilt im Ansatz als angeboren und damit als die unterste oder Elementarstufe in der Werteorientierung, bezogen auf eine vordergründige Bedürfnisbefriedigung. Erst die Unterscheidung nach den Kriterien richtig/falsch, gut/böse, recht/unrecht, verantwortlich/unverantwortlich usw. bringt den Menschen in den Vollzug seiner sittlichen Autonomie. Bei dieser Entwicklung müssen viele Einflußfaktoren zusammenwirken, um die individuellen und sozialen Wertaspekte bei sich selbst und anderen in einem als richtig anerkannten Verhältnis zu sehen und zu beachten. Das gilt, bezogen auf die verschiedenen Lebensbezüge, auch auf die in unserem Kulturraum, für die der jüdisch-christliche Dekalog, die zehn Gebote Gottes, für viele Jahrhunderte normgebend war. Heute erstaunen Lehrer und Schüler nicht mehr, wenn diese nach einer zehn- und mehrjährigen Unterrichtszeit in Religion nicht mehr bekannt sind. Erste lebensmäßige Norm ist das „was Spaß macht“ und „weil es Spaß macht“. Das kann man ohne Gesichtsverlust privat und öffentlich vor jedermann auch so aussagen, ohne andere ins Erstaunen oder sich selbst ins Unrecht zu setzen. Die Frage nach dem, was nach dem Spaß sein wird, oder nach dem, der dabei Schaden erleidet, bleibt, weil dem Lustprinzip abträglich, verständlicherweise zunächst und – je nach Situation – auf Dauer ausgespart.

Lustgewinn ist, wenn auch nicht von der Intention her, ausschließlich auf das Ich als Individuum und Subjekt bezogen, weil niemand seine Lust oder seinen Spaß unmittelbar mit anderen teilen kann. So wird verständlich, daß sich in einem vom Lustprinzip bestimmten Lebensraum die einen des anderen als Lustobjekt bedienen, einander von daher beurteilen und keine Bedenken zeigen, sich des anderen zu bemächtigen und für den eigenen Lustgewinn auszubeuten. Hier liegen die oft über eine lange Distanz unbedacht entwickelten Dispositionen für Triebverfehlungen, die heute zunehmend familiäre Beziehungen bis zum Zerbrechen belasten, ganz abgesehen von solchen, die vor einer kriminellen Durchsetzung ihrer Triebansprüche nicht zurückscheuen.

Pater Kantenich kennzeichnete bereits 1967 nach seiner Rückkehr aus dem amerikanischen Kulturraum unsere Zeit als *existentialistisch*, d. h. ohne Orientierung an eine vorgegebene Ordnung, im Gegensatz zu *essentialistisch*, orientiert an dem Grundsatz: die Ordnung des Seins bedingt die Ordnung des Handelns; als *evolutionistisch*, d. h. alles ist relativ, weil geschichtlich bedingt; und als *sexualistisch*, d. h. die Befriedigung sexueller Bedürfnisse hat Vorrang und wird als egozentrischer Anspruch eingefordert.⁹ „Denken“ steht hier für ein Bewußtsein, daß sich in der bezeichneten Weise zur Sprache bringt, die öffentliche Meinung mitprägt und -trägt und diese selbst wiederum assimiliert. Über diesen Weg vollzieht sich sowohl eine Veränderung im Sprachgebrauch wie auch der Wertentscheidung. Markante Beispiele hierfür sind nicht nur in der Vulgärsprache zu finden, die heute bereits die Grundschul Kinder erreicht und deren Brutalität die Eltern erschreckt. Es fragt sich, ob Ausdrücke wie „Schwangerschaftsprodukt“ für das ungeborene menschliche Leben oder „Tatort“-Prinzip, abgesetzt vom Wohnortprinzip, nicht eine kulturelle Desensibilität zu erkennen geben, die man vor 20 Jahren noch als ungehörig eingestuft und deren man sich geschämt hätte.

In einer so gearteten geschichtlichen Situation stellt sich für viele besorgt die Frage: Gibt es Interpretations- und Handlungsmodelle, an denen eine Neu- und Umorientierung erkennbar wird?

ZUR SUCHE NACH NEUEN INTERPRETATIONS- UND HANDLUNGSMUSTERN

Die gegenwärtige, hier in wenigen Erkennungsmerkmalen gezeichnete Kulturszene bietet in unserem Lebensraum einen *kollektiven Rahmen heterogener Identifikations- oder Modellvorgaben*. Eine weltumspannende Werbefläche stimuliert und provoziert täglich alle Generationen mit einem mehr oder weniger offenen und verdeckten Anspruch auf Normgebung in den unterschiedlichsten Lebensbereichen. Als ausgewähltes Lockmittel bedient man sich dabei vorwiegend der Sexualreize, weil diese nach lern- und tiefenpsychologischen Erkenntnissen auf der Basis des Reiz-Reaktionsmechanismus am ehesten eine konsumträchtige Verhaltensänderung erwarten lassen. Sie diktieren weitestgehend die Mode in Kleidung, Hygiene und Kosmetik, die Lebensqualität durch den Gebrauch von Genußmitteln und nicht zuletzt die partnerschaftlichen Umgangsformen. Film- und Literaturmarkt ergänzen und verstärken die Trends mit einem Non-Stop-Angebot in den verschiedensten Gattungen und Motivsetzungen: Kunst bis Kitsch, mit ethischen Mustern von A (= anständig) bis Z (= zersetzend).

Ein weiteres Problemfeld hinsichtlich gültiger Interpretations- und Handlungsmuster ist der Informationsmarkt über die verschiedenen Medienwege. Öffentliche Meinungsbildung mit dem Anspruch der objektiven Informationsweitergabe aus Wissenschaft und Politik, Meinungsumfragen und Rechtsprechung zu Themen wie § 218 und Anspruch auf Leben, biologisches Wissen ohne ethische Rückbindung, Aids-Diskussion und Präventivpraxis, „Anti-Baby-Pille“ und „Schwangerschaftsabbruch“, unterstützt durch politische Autoritäten und Programme, erschweren nicht nur Kindern und Jugendlichen den personalen Bezug zur eigenen und fremden Geschlechtlichkeit und deren Sinngebung, sondern auch den Erwachsenen. Denn aus dem Meinungspluralismus wird schwerlich eine personale und soziale Lebens- und Gewissensnorm mit überdauernder Werthaftigkeit ersichtlich und verbindlich.

Hinzu kommt der Prozeß der halböffentlichen Meinungsbildung mit dem Anspruch auf Toleranz, soziale Unterstützung und Rechtssicherheit durch Wortmeldungen von Betroffenen mit Themen wie „Sex ja – Ehe nein“, Porno und Erotic-Markt für Kinder und Erwachsene, sexuelle Gewalt an Frauen und Kindern, Emanzipation der Frau unter dem Slogan „Selbstverwirklichung“, „Quoten- und Karrierefrau“, „Kind-Küche-Kirche“, Homosexuellen- und Transvestiten-Treff, Priesterfrauen vor der Kamera.

Nur wer versteht, versuchsweise mit den Augen unserer Kinder und Jugendlichen zu sehen, mit ihren Ohren zu hören und mit ihrem von Informationsflut überschwemmten Verstehenshorizont diese Reizkulisse aufzunehmen, der kann in etwa erahnen, mit welcher Last an Interpretations- und Handlungsvorgaben ihr Gemüt und Gewissen verwirrt und beschwert wird.

Dazu kommt die Meinungs- und Gewohnheitsbildung durch direkte Unterweisung oder durch die Art des Umgangs als direkte oder indirekte Modellvorgaben durch die Gruppe und durch die Erwachsenen. Was im Elternhaus beginnt, wird im Kindergarten und in der Schule fortgesetzt, eine kaum einmal ernsthaft hinterfragte Lernkulisse, zum Teil noch vom Lehrplan oder von Programmvorgaben unterstützt, durch eine mechanistische Lehrpraxis verzerrt. Viele aufsteigende Fragen verstummen jedoch vor der Lebenspraxis der Erziehenden.

Die pädagogische Frage, die heute mit großer Dringlichkeit von denen gestellt wird, denen der kulturelle „Wiederaufbau“ einer wertorientierten personalen Beziehung zur eigenen und fremden Geschlechtlichkeit eine unverzichtbare Aufgabe bedeutet, lautet: *Warum wird das so schwer Erlernbare – die in Liebe und Verantwortung integrierte menschliche Sexualität – so wenig, so widersprüchlich, so kompliziert und so defekt gelehrt?*

Wer vermag auf diese Frage eine einleuchtende und umfassend befriedigende Antwort zu geben?

Jeder Versuch, mit einfachen und generalisierten Interpretations- und Handlungsmodellen hier eine Antwort anzubieten, muß auf dem Hintergrund einer pluralistischen, konsumbetonten und auf elementare Bedürfnisbefriedigung eingestellten Erfahrungskulisse letztlich scheitern. Zudem wird die allgemeine Kulturszene nach dem „Gesetz des ungelebten Lebens“ und weit weniger nach dem „Gesetz des Gegensatzes“ bestimmt, Gesetzmäßigkeiten, auf die Pater Kentenich in seinen Zeitanalysen als Sondierungskriterien hinwies.

Wer den Zusammenbruch einer überkommenen Sexualmoral beklagt und deren Verlust als eine gesellschaftliche und kulturelle Katastrophe versteht und zu überwinden trachtet, sollte auch bedenken, was Pater Kentenich dahin interpretierte: „Gott läßt Altes zerbrechen, um Neues entstehen zu lassen.“ Darum verlangt die aktuelle pädagogische Situation Mut und die konkrete Bereitschaft, sich neu auf das christliche Ethos der Gotteskindschaft und Christusgliedschaft zu besinnen. Denn nur aus diesem Geist können neue, die pluralistischen Einflußgrößen *konfrontierende Formen einer wertorientierten personalen Geschlechtlichkeit* gefunden und konsolidiert werden.

Wahrscheinlich wurde in der Übernahme und Weitergabe christlicher Lebensgestaltung bislang ein viel zitiertes Wort von Pater Kentenich zu wenig beachtet: „Zuerst schafft der Geist sich eine Form und dann frißt die Form den Geist.“¹⁰ In der positiven Umkehrung dieses Mahnwortes liegt ein wesentlicher Lösungsansatz für unsere pädagogische Sorge und Aufgabe. Geistlose Formen und Normen, wie wir sie zum Teil aus einer völlig anders gearteten Gesellschaftsordnung übernommen haben, werden von einer selbstbewußten Jugend nicht angenommen oder später im Erwachsenenalter als nicht integriert abgelehnt und entwertet.

Ferner genügt es heute nicht, wie man früher vermeint hat, der Jugend „die Gebote“ zu lehren. Ein Gesetz wird heute an der Schwelle des Erwachsenenalters und danach nur dann als persönliche Lebensnorm angenommen und für den eigenen Lebensrhythmus als verbindlich integriert, wenn der positive Sinngehalt erschlossen und einsichtig wird. Ansonsten kommt es – selbst wenn man sich zur christlichen Glaubensgemeinschaft bekennt – zu einer Haltung und Praxis nach Art des Umganges mit Steuergesetzen oder Straßenverkehrsregeln, den sogenannten Poenalgesetzen: „Man darf sich nicht erwischen lassen ...“

In der Übernahme der jüdischen und in der Ausgestaltung der christlichen Kulturtradition wurde leider versäumt, die Lebensnormen für die Gestaltung der personalen Geschlechtlichkeit vom Taufbündnis als Liebesbündnis mit dem drei-personalen Gott der Liebe abzuleiten. So wurde die christliche Religion im öffentlichen und privaten Bewußtsein vieler zu einer „Gesetzesreligion“ in Fortsetzung des Alten Bundes. Die Folge ist ein

fast ausschließlich auf „Gebote“ und „Sündenstrafe“ bezogenes Gottesbild, das heute in der Mehrzahl als Kulturballast abgeworfen wird.

Aufgrund seiner reichen psychologischen und pädagogischen Erfahrung machte Pater Kentenich immer wieder darauf aufmerksam: *Gesetzesliebe kann nur über Gesetzgeberliebe zu einer formenden und überdauernden Verbindlichkeit – religio – führen.* Dabei lag für ihn die Betonung auf der Liebe.

ZUR FRAGE NACH PÄDAGOGISCHEN HILFEN

Für den hier anvisierten positiven Gestaltungsprozeß sollen nur einige pädagogische Hilfestellungen benannt werden, die nach Pater Kentenich zunächst vorbereitender Art sind. Als solche empfiehlt er:

- ein *ehrfürchtiges Denken*, das zu einer „neuen Sicht“ und dadurch zu einer wertschätzenden inneren Haltung führt, um daraus entsprechende Verhaltensformen zu pflegen und zu praktizieren ...
- ein *organisch-ganzheitliches Denken, Lieben und Leben* einüben und – daran orientiert – einen anschaulichen Wertkodex vermitteln. Denn personale Geschlechtlichkeit darf nicht als isoliertes Erziehungsziel verstanden und angestrebt werden, weil wertorientierte Lebensgestaltung sich hier integrierend und konsolidierend auswirkt.
- ein *perspektivisches Denken* als Methode anerkennen und konkretisieren, um sich im Richtungs- und Meinungsstreit ohne eigenen Substanzverlust in den Wertedialog einbringen zu können ...

Ferner geht es konkret darum, den Umgang mit dem heutigen Sprachschatz zur Sexualität zu klären und zu sanieren. Nach Martin Heidegger ist die Sprache „das Haus des Seins“, weil wir in Sprache nicht nur denken, sondern zugleich auch empfinden und demgemäß uns selbst und andere beurteilen. Also geht es hier darum, dem Wertkomplex menschlicher Sexualität ein angemessenes „Haus“ zu bauen. Zudem bedarf es einer kritikfähigen Distanz zur allgemeinen Kulturszene, um abwägen und beurteilen (werten) zu können, was das Bessere und Richtige im Streit der Meinungen ist, also – nach Pater Kentenich – der *Pflege eines gesunden Gegensatzbewußtseins* oder – in der Sprache der Zeit – Pflege eines alternativen Lebensstils. Im einzelnen bedarf es unter Umständen auch der Bereitschaft, eigene Fehlentwicklungen zu erkennen und anzuerkennen, um sie abzubauen oder auszugleichen. Auch hier sollte das Wort vom „lebenslangen Lernen“, das den heutigen Bildungsrahmen kennzeichnet, gelten. Hier ist vor allem *Neu-Lernen und Um-Lernen* gemeint. Dort, wo sich eine Lerngemeinschaft Gleichgesinnter findet, haben Lernintention und Lernerfolg eine größere Chance, nicht nur zu überdauern, sondern auch den geistigen Horizont zu weiten.

Nicht zuletzt gilt es, *die soziale Dimension in der personalen Geschlechtlichkeit* in dem, was sich schickt und durch ein gesundes Schamgefühl reguliert wird, wiederzuentdecken, sie anzuerkennen und zu pflegen – nicht nur bei sich, sondern auch bei denen, die den gleichen sozialen Lebensraum teilen, also in Familie, Beruf, Schule und anderen Kontaktgruppen. Eine soziale Maske des vorgetäuschten Wohlverhaltens reicht nicht aus, um die hier umrissene große und schwierige Aufgabe zu lösen, die eigentlich jeden aufgrund seines Menschseins anspricht und ansprechen sollte.

Wertorientierte Sexualerziehung ist daher nicht zuerst und zunächst ein pädagogischer Imperativ mit Blick auf das Kind und den Jugendlichen, sondern primär ein Auftrag an den „erwachsenen Christ“ im Sinne der religiös-sittlichen „Welterneuerung“, New Age in, mit und für Christus.

Anmerkungen

- 1) Wojtyła, Karol Johannes Paul II.: Erziehung zur Liebe. Mit einer ethischen Fibel. Augsburg (Seewald) 1980³
- 2) Vgl. u. a. Alfons Auer (Hg.): Der Mensch und seine Geschlechtlichkeit. Würzburg (Echter) 1967. Johannes Paul II.: Die menschliche Liebe im göttlichen Heilsplan, *Communio personarum* Bd. 1, Vallendar-Schönstatt 1985; ders.: Die Erlösung des Leibes und die Sakramentalität der Ehe, *Communio personarum* Bd. 2, Vallendar-Schönstatt 1985. Jörg Splett: Der Mensch: Mann und Frau. Perspektiven christlicher Philosophie. Frankfurt/M. (Knecht) 1980
- 3) Gagern, Friedrich E. Freiherr v.: Die Zeit der geschlechtlichen Reifung. Frankfurt/M. (Knecht) 1964
- 4) Kentenich, Pater: Grundriß einer neuzeitlichen Pädagogik für den katholischen Erzieher. Vorträge der Pädagogischen Tagung 1950. Vallendar (Schönstatt) 1971. Ders.: Daß neue Menschen werden. Eine pädagogische Religionspsychologie. Vorträge der Pädagogischen Tagung 1951. Vallendar (Schönstatt) 1971
- 5) Kerstiens, Ludwig: Das Gewissen wecken. Gewissen und Gewissensbildung im Ausgang des 20. Jahrhunderts. Bad Heilbrunn/Obb. (Klinkhardt) 1987
- 6) Wojtyła, Karol: Liebe und Verantwortung. Eine ethische Studie. München (Kösel) 1981²
- 7) Vgl. u. a. Kentenich, Pater: Weihnachtstagung 1967.
- 8) Kentenich, Pater: Das Katholische Eheideal. Eine Textsammlung, zusammengestellt und eingeleitet von P. Heinrich M. Hug, 1989
- 9) Kentenich, Pater: Weihnachtstagung 1967, 77 ff.
- 10) Vgl. Kentenich, Pater: Das Lebensgeheimnis Schönstatts. I. Teil – Geist und Form. Vallendar (Patris) 1971, 34 u. 40



Spiritualität als Lebensimpuls für die Kirche

Die neuen geistlichen Bewegungen in der heutigen Kirche werden in weiteren Kreisen langsam als Erfahrungsfelder gelungener Verwirklichung christlicher Existenz heute entdeckt und schätzen gelernt. Je stärker die Tradierungskrise des Glaubens, die Vereinzelnung des Christen in einer pluralistischen Umwelt und das Ungenügen an bisherigen Ausdrucksformen katholischer Frömmigkeit werden, umso mehr wächst die Einsicht, daß in diesen neuen Bewegungen auch neue Formen entstehen, wie der alte Glaube unter den heutigen Bedingungen neu lebbar ist. Eine vor einigen Jahren erschienene pastoraltheologische Dissertation von Wilhelm Schäffer untersucht denn auch gerade unter diesem Gesichtspunkt einige dieser neuen Lebensaufbrüche: „Erneuerter Glaube – verwirklichtes Menschsein“. Die zugrundeliegende Überzeugung ist, daß hier – nicht geplant, sondern von Gott geschenkt – Modelle angeboten werden, die nicht nur für die Mitglieder dieser Bewegungen, sondern für die ganze Kirche von Bedeutung sein können. Ein Blick in die Kirchengeschichte verstärkt eine solche Überzeugung: immer wieder haben neue geistliche Aufbrüche mit ihrer Spiritualität die ganze Kirche innerlich bereichert.

In diesem Sinn sprach Pater Kentenich von der „Botschaft Schönstatts“ an die Kirche: Vorsehungsglaube, Liebesbündnis und Sendungsglaube haben in der Schönstattspiritualität eine sehr originelle Verwirklichungsform gefunden. Aber in ihrem inneren Gehalt und mit ihrer besonderen Akzentuierung sind sie ein gottgeschenktes Angebot für viele. Dabei muß man ehrlicherweise zugeben, daß es nicht leicht ist, sie verständlich und anziehend zu leben und zu sagen. Was Wilhelm Schäffer allgemein für die „Schlüsselerfahrungen“ der geistlichen Neuaufbrüche und ihre sprachliche Fassung sagt, gilt sicher für Schönstatt in vollem Umfang: daß es eine „kreative Kombination von Tradition und Erneuerung“ ist, ein „Aneinander von Modellhaftigkeit und Offenheit“ schaffen will und daß „die Neuartigkeit vieler Momente“ der neuen Erfahrung „sprachliche Neubildungen“ veranlaßt: „Obwohl dieses Phänomen Gefahren in sich birgt (interner Jargon, sprachliches Ghetto), dürfte es kaum zu umgehen sein: Neue Erfahrungen fordern eine neue Sprache“.

Die damit gegebene Herausforderung muß für eine Bewegung wie Schönstatt ein dauernd spürbarer und wirksamer Stachel sein und bleiben: den Übersetzungsversuch des Ur-eigenen in verständliche und nachvollziehbare Ausdrucksformen immer neu zu wagen. Die beiden folgenden Beiträge möchten in diesem Sinn verstanden werden als Erfahrungsberichte von solchen Übersetzungsversuchen der Botschaft Schönstatts. Sie stammen aus dem lateinamerikanischen Kulturkreis, sind also nicht ohne weiteres zu kopieren. Sie sind als Anregung und Anstoß gedacht.

Vorsehungsglaube und Gebetsleben – Die Erfahrung der „Gebetsschulen“

1983 wurde in der Stadtmitte von Santiago de Chile das Zentrum „La Providencia“ eröffnet. Es wird getragen von Mitgliedern der Schönstattbewegung, ist aber in seinem Angebot offen für jeden. Im Oktober 1983 wurden hier zum ersten Mal Kurse durchgeführt unter dem Namen „Taller de oración“. Diese Kurse sind eine Gebetsschule für Suchende, die nicht einzeln, sondern in Gruppen in ein tieferes Gebetsleben hineinwachsen wollen. Die Idee dazu erwuchs aus der Erfahrung, daß eine immer größere Zahl von Menschen einen tieferen Kontakt mit Gott sucht, aber mehr oder weniger hilflos vor dem „wie“ steht. Für sie sollten diese Kurse so etwas wie ein „Kompaß“ sein, der ihnen einen gangbaren Weg in das unbekannte Land des tieferen Gebetslebens weist. Gott selbst zeigt uns dabei, wie wir ihn suchen und finden können, wie wir in einen persönlichen, intimen Kontakt mit ihm kommen und uns für seine Liebe öffnen können. Dazu ist es notwendig, daß wir das innere Schweigen lernen durch eine Art des Betens, die uns entspannt, damit wir leer werden von dem vielen, das uns ständig innerlich beschäftigt und ausfüllt, damit unser Herz still werden kann und wir sensibel werden für die Art und Weise, wie Gott sich an den Einzelnen wendet. Wir müssen hören lernen und gleichzeitig unsere ganz persönliche Art, wie wir zu ihm sprechen können. All diese unterschiedlichen Formen, die das Beten annehmen kann und muß, wenn es in die Tiefe führen soll, werden in den einzelnen Treffen eingeübt. Die „Leiter(innen)“ solcher Gebetsversammlungen versuchen, ein warmes Klima gegenseitigen Vertrauens schaffen zu helfen, in dem der Einzelne sich öffnen kann. Es darf dabei kein Stil von „Lehrer und Schüler“ entstehen, die Leiter müssen sich selbst ganz mit einbringen. Es geht ja darum, ganz ehrlich das eigene Leben und Erleben im Gebet aussagen zu lernen. Gebet und Leben müssen mehr und mehr ineinander übergehen. Deshalb werden nur solche Leiter(innen) ausgesucht, die selbst aus einer intensiven Gebetserfahrung leben und in anderen das Vertrauen und die Offenheit wecken können. Fragen, gemeinsame Übungen und wachsend auch gemeinsame Erfahrungen prägen darum den Stil der einzelnen Treffen. Sie müssen im Gebet vorbereitet werden und versuchen, die Anliegen jedes einzelnen Teilnehmers aufzugreifen, ohne das Gesamtziel des Kurses aus den Augen zu verlieren.

Die Grundinspirationen sind aus der Spiritualität Schönstatts genommen. So wird der Titel verständlich, der über dem Kurs steht: „Im Dialog mit dem Gott meines Lebens.“ Es geht darum, in den kleinen und großen Ereignissen meines Lebens Gott am Werk zu sehen, ihn gläubig aufzuspüren und als den Vater zu erleben, der mich führt und mich an sich ziehen

will. Vorsehungsglaube und Liebesbündnis sollen auf diese Weise in konkretes Leben und Gebetsleben übersetzt werden.

Für die Leiter ist es ein Geschenk, daß sie im Leben vieler Teilnehmer immer wieder das Eingreifen und Wirken Gottes erfahren dürfen. Viele erleben eine Wandlung in ihrem Leben, wenn sie der ganz persönlichen, interessierten Liebe des Vatergottes begegnen. Wenn sie sich ganz von ihm angenommen und bejaht fühlen, lernen sie ganz allmählich, auch sich selbst zu schätzen und sich mit ihrer Eigenart, aber auch mit ihren Grenzen und Schwächen anzunehmen (auch die anderen!). Sie lernen, ihre eigene, oft sehr schmerzliche Lebensgeschichte in einer ganz anderen Perspektive zu sehen. Vor allem lernen sie, daß Beten kein Monolog ist, in dem ich mich ausspreche, sondern ein Dialog, denn Gott möchte durch alle Ereignisse des Lebens mit uns in Kontakt kommen und sich uns schenken.

Mit der Zeit hat sich gezeigt, daß dieser Stil eines Gebetskurses, in dem nicht über Beten gesprochen, sondern Schritt für Schritt solches Beten eingeübt wird, bei den Leuten am meisten Anklang findet. Es haben sich immer wieder neue Interessenten gemeldet, oft auf Empfehlung früherer Teilnehmer. Und vor allem: es hat sich im Leben vieler Teilnehmer ein spürbarer Wandel vollzogen. Langsam mußte der Kurs immer häufiger angeboten werden, und seit 1985 müssen wir jedes Jahr einen speziellen Kurs zur Ausbildung neuer Leiter(innen) halten. Der Kurs wird zur Zeit nicht mehr nur im Zentrum „La Providencia“ gehalten, sondern an mehreren Orten in Santiago (auch in Privathäusern und in Schulen) und gleichzeitig in mehreren Städten Chiles (Vina del Mar, Chillán, Los Angeles, Concepción und Temuco). Zwischen 1984 und 1989 haben in Santiago 1 143 Personen an solchen Kursen teilgenommen, darunter viele Mitglieder anderer Bewegungen und Gruppierungen. Viele interessieren sich dafür, mehr über die Schönstattspiritualität zu erfahren, manche schließen sich der Bewegung an. Aber es herrscht völlige Freiheit und Offenheit.

Ein Kurs umfaßt elf Treffen von wöchentlich zwei Stunden. Es wird jeweils ein biblischer Text gelesen und kommentiert, eine bestimmte Gebetsart wird vorgestellt und eingeübt, die dann als persönliche Aufgabe für die kommende Woche mitgegeben wird. Dazu stellt der Leiter oder die Leiterin bestimmte Fragen, die der Einzelne für sich oder auch die ganze Gruppe aufgrund persönlicher Erfahrungen und Meinungen zu beantworten sucht. Im Zusammenhang mit der konkreten Gebetsart, die eingeübt werden soll, wird auch eine kurze Darstellung der wesentlichen seelischen Haltung gegeben, die aus der Grundlage der Spiritualität Schönstatts erwächst.

Auf Wunsch vieler Teilnehmer wurden Fortsetzungskurse zur Vertiefung entwickelt und angeboten.

Maria Ines Montt

Christsein als Leben im Bund –

Die Erfahrung der „Bündnisrunden“

Der Ursprung

Die Schönstattfamilie in der ganzen Welt beging das Jubiläum des 100. Geburtstags ihres Gründers unter dem Motto: „Dein Bund – unser Leben.“ Sie entdeckte dabei wieder neu das Liebesbündnis mit Maria als das große Lebensgeheimnis Pater Kentenichs, aber gleichzeitig auch als Kern seiner Botschaft für die Kirche. Das weckte ein erneutes Suchen, wie wir diese Botschaft weitergeben können. Seit den Anfängen Schönstatts in Argentinien war das Liebesbündnis viele Jahre lang eine Sache für nur wenige. Wir sahen es als innersten Kern und Mittelpunkt im Leben unserer Bewegung, als einen feierlichen Akt, auf den man sich ernsthaft und lange vorbereiten muß: den persönlichen Bündnisschluß. Viele waren jahrelang aktiv am Leben einer Gruppe beteiligt, bevor sie sich zu diesem Akt entschließen konnten. Im Laufe der Jahre und der Entwicklung der Familie änderte sich diese Auffassung. Wir entdeckten, daß das Liebesbündnis das Eigentliche Schönstatts ist, aber gleichzeitig auch der größte Reichtum, den wir der Kirche schenken können und müssen. Es gehört uns, aber gleichzeitig ist es ein Angebot für viele, für alle, die sich gerufen wissen – denn es geht immer um eine Einladung von seiten Gottes und der Gottesmutter, um eine Berufung zum Leben im Bund. Wir haben allmählich gelernt, daß man das Liebesbündnis auf vielfältige Art und in unterschiedlichen Graden schließen und leben kann. Das Leben und die Erfahrung zeigten uns nach und nach die außerordentliche Wirkmacht des Liebesbündnisses, das Mitte unserer Spiritualität und Sendung ist, aber gleichzeitig so universal, daß es allen Menschen zugänglich ist. Schönstatt wurde mit der Zeit in Argentinien viel offener und weiter. Wir wurden uns bewußt, daß das Bündnis ein ausgezeichnetes Hilfsmittel für die Neu-Evangelisierung ist. Wir begannen, Pater Kentenich und sein Anliegen der Botschaft Schönstatts vom Liebesbund besser zu verstehen.

Eine der Früchte dieses bedeutsamen Wandels in der argentinischen Schönstattfamilie im Umkreis des Jubiläums von 1985 ist die „Rueda de Alianza“, die „Bündnisrunde“, wie man das Wort übersetzen könnte (wörtlich heißt es „Bündnisrad“).

Was ist die „Bündnisrunde“?

Sie ist in der Mannesjugend von Buenos Aires entstanden und umfaßt einen Zyklus von zehn bis zwölf wöchentlichen Treffen, bei denen Jugendliche in die Spiritualität des Bündnisses eingeführt werden. Sie werden langsam vorbereitet, ihr ganzes christliches Leben im Glauben zu begreifen als

ein Leben im Bund mit Gott durch ein gelebtes Liebesbündnis mit Maria. Ein Zyklus dauert etwa drei Monate. Die Initiative richtet sich vor allem an Jungen über 17 Jahren, meistens Studenten. Die Treffen sind offen für alle. Die Einladung geschieht meistens persönlich über Freunde und Klassen- oder Studienkameraden. Die Gruppe sollte etwa 15 Jungen umfassen, damit eine gruppensdynamische Interaktion möglich ist, und sie sollte einigermaßen homogen zusammengesetzt sein. Ziel der „Rueda“ ist es, viele zum Liebesbündnis mit der Gottesmutter im Schönstattheiligtum zu führen. Sie sollen es erfahren als einen Weg zu intensiver Gotteserfahrung und zu einem Leben mit Gott im Werktag – Werktagsheiligkeit. Wir waren in Schönstatt immer davon überzeugt, daß die Gottesmutter in ihren Heiligtümern originelle „Wallfahrtsgnaden“ schenkt – die Gnade einer geistlichen Beheimatung, einer tiefen seelischen Umwandlung und einer apostolischen Sendung. Den Jungen wird die Sendung Schönstatts vorgestellt, ohne irgendwelche Verpflichtungen zu einer Mitarbeit in der Bewegung. Jeder entscheidet sich im Laufe der Treffen, ob er das Liebesbündnis schließen möchte, es ist selbstverständlich eine ganz persönliche Entscheidung. Das gleiche gilt für die Entscheidung, ob der Einzelne sich freiwillig zu einem weitergehenden Kontakt mit der Bewegung entschließen möchte: durch Mitarbeit in einer Gruppe, apostolische Aktivitäten, Teilnahme an Missionen in verschiedenen Gebieten oder Milieus, an Besinnungstagen oder Tagungen, an Jugendmessen im Heiligtum o. ä. Es haben auch verschiedene Jugendliche aus anderen apostolischen Bewegungen ihr Liebesbündnis mit der Gottesmutter von Schönstatt geschlossen. Normalerweise entscheiden sich etwa zehn bis zwölf von den rund 15 Jungen, die an der Rueda teilnehmen, am Ende ihr Liebesbündnis zu schließen, und etwa acht bis zehn schließen sich nachher zu einer Gruppe zusammen. Die Treffen haben Erlebnis- und Zeugnischarakter. Verschiedene Leute, Jugendliche und manchmal Erwachsene stellen das Thema des jeweiligen Treffens vor und geben Zeugnis von ihrer persönlichen Erfahrung. Das prägt den Stil und die Atmosphäre der Begegnungen: es geht nicht in erster Linie um Belehrung, sondern um die Erfahrung eines Lebens aus der Bündniswirklichkeit. Zwei Jungen sind jeweils für die Organisation verantwortlich, sie erinnern die Jungen an den nächsten Termin, stellen den Zusammenhang zwischen den einzelnen Themen her, suchen die Referenten, beginnen und beenden jeweils das Treffen. Nach den ersten Begegnungen entsteht nach und nach ein Klima des Vertrauens, das einen persönlichen Austausch möglich macht. Die behandelten Themen sind: eine kurze Vorstellung Schönstatts, die Sendung Marias in der Heilsgeschichte und besonders in dieser Zeit, die Bedeutung des Bundes, besonders des gelebten Bündnisses mit Gott durch die Bindung an Maria, so wie es in Schönstatt gelebt wird; das wird aufgezeigt in den verschiedenen Formen, wie das Liebesbündnis im

Alltag gelebt, umgesetzt wird: Liebesbündnis und Selbsterziehung, Bündnis und Apostolat, Bündnis und persönlicher Lebensweg. Neben diesen thematischen Treffen gibt es eine Eucharistiefeier im Heiligtum, man trifft sich auch im lockeren Rahmen zu einem Essen. Beim Abschluß des ganzen Zyklus, vor der Bündnisfeier, wird eine nächtliche Vigil im Heiligtum gehalten, die der Vorbereitung auf den Bündnisschluß dient, in dem die Einzelnen auch ihr persönliches Weihegebet ausarbeiten.

Diese Zeit von zehn bis zwölf Wochen will eine Zeit der Gnade, der persönlichen geistlichen Erneuerung sein. Den Jungen wird manches zur persönlichen Lektüre empfohlen, und es wird ihnen nahegelegt, sich um ein intensiveres Gebetsleben zu mühen. Soweit möglich, sollten sie öfter das Heiligtum besuchen. Von Anfang an sollten sie sich die Frage vorlegen: bin ich berufen zu einem Leben aus dem Bund? Bin ich bereit, dieser Einladung Gottes zu folgen? Natürlich ist der Grad der inneren Teilnahme und Vorbereitung bei den Einzelnen sehr verschieden. Bei einigen wird die Erfahrung der geistlichen Erneuerung und Vertiefung zu einer Zeit der Bekehrung.

Weiterentwicklung und Auswertung

Diese Initiative wurde von fast allen Gemeinschaften der Mannesjugend in Argentinien übernommen und ist sehr fruchtbar geworden. In manchen Gebieten wird sie praktisch zu der Form der Einführung in Schönstatt für die Studentenbewegung. Die Erfahrung hat manche Verbesserung nahegelegt, es wurden auch Materialien und Hilfsmittel entwickelt: es gibt ein „Handbuch“ für die Verantwortlichen und Referenten, Faltblätter für die einzelnen Teilnehmer u. a. Natürlich hängt viel von den Verantwortlichen ab, von ihrer Vorbereitung, Initiative und Einsatzbereitschaft. Es gibt sehr gute „Ruedas“ und sehr schwache. Trotz allem ist es eine kurze Zeitspanne, und es kommt vor, daß die Vorbereitung nicht sehr tief geht. Das sind Dinge, mit denen man rechnen muß. An manchen Orten findet jedes Semester eine „Rueda“ statt. In den großen Städten, wo die Gruppenbildung sehr schwierig ist und langsam vor sich geht, hat die Rueda geholfen, daß neue Gruppen aus einer gemeinsamen starken Erfahrung heraus entstehen. Dadurch entstehen Gruppen, die eine lebendigere und geeintere Gemeinschaft bilden.

Nach diesen positiven Erfahrungen begann auch das Familienwerk mit Ruedas für Eheleute. Sie haben jeweils fünf Treffen, wobei das letzte ein Besinnungstag am Heiligtum ist, der mit dem feierlichen Bündnisschluß endet. Hier wird das Liebesbündnis im Horizont der Ehespiritualität vorgestellt (Bündnis als Seele des Ehebündnisses, das Gespräch zwischen Mann und Frau, ein Hausheiligtum zur ständigen Beseelung und Vertiefung des Bündnisses usw.). Die Zahl der Teilnehmer schwankt, es gibt Ruedas mit 30

oder 40 Ehepaaren. Es gibt auch sehr gute Erfahrungen damit, daß eine Rueda in einer Pfarrei angeboten wird oder in einer Schule. Andere Gliederungen haben mit ähnlichen Erfahrungen begonnen, so die Mädchenjugend und die Mütterliga.

Dieser Weg einer Hinführung zum Leben aus dem Bund mit Gott in einem Bündnis mit Maria setzt die natürliche Marienfrömmigkeit des argentinischen Volkes und der heutigen jungen Generation voraus. In vielen Kreisen lebt eine spontane Offenheit für Maria, die ein Anknüpfungspunkt für die Botschaft Schönstatts ist. In einer Zeit, in der manche Strömungen die Marienverehrung sehr spiritualistisch und als eine Sache der rein privaten Innerlichkeit leben und verbunden sind mit Erscheinungen, Privatoffenbarungen und mehr oder weniger apokalyptischen Botschaften mit meist sehr konservativer Ausrichtung, bietet Schönstatt der Jugend ein neues Bild der Gottesmutter und eine neue Form marianischer Frömmigkeit an. Sie ist gekennzeichnet durch eine tiefe Verbindung mit Christus und eine Verwurzelung im Dreifaltigen Gott, sie hat Auswirkungen auf die Gestaltung des Alltags, auf alle Bereiche des persönlichen, beruflichen und kulturellen Lebens. Und sie hat eine Perspektive in die Zukunft, auf die neueste Zeit. Auf diese Weise nimmt Schönstatt die natürliche Offenheit und Liebe zur Gottesmutter auf, die die Volksfrömmigkeit in sich schließt, aber reinigt sie und gibt ihr eine neue umfassende Orientierung. So hilft die Rueda de Alianza, die Botschaft Schönstatts vom Bund mit Gott in Maria in weite Kreise zu tragen. Sie ist ein besonders wirksames Mittel zur Neu-Evangelsing, der sich die ganze lateinamerikanische Kirche verschrieben hat. Für die Schönstatter bedeutete diese Initiative eine Wiederentdeckung der Dimensionen des Liebesbündnisses. Sie bedeutet, mehr an die Gnadenmacht des Heiligtums zu glauben, sozusagen an den Vorrang des Bündnisses vor der Selbsterziehung: das Bündnis ist nicht der Schlußpunkt, sondern der Ausgangspunkt; es ist nicht das große Ziel, sondern das Mittel und der Weg, der zu diesem Ziel führt. Das war die grundlegende Erfahrung Pater Kentenichs: „Nachdem ich einmal die großen Zusammenhänge der Heilsökonomie gefaßt, war es für mich die größte Freude, meine Jugend der Gottesmutter zuzuführen ... wenn ich meine Jugend der Gottesmutter anvertraue, dann weiß ich, sie wird die Hand immer über sie halten.“

Juan Pablo Cattoggio

LITERATURBERICHT

Zum Christlich-Jüdischen Dialog

Die Zahl der nach 1945 im deutschen Sprachraum veröffentlichten Schriften zum Gespräch zwischen Christen und Juden ist unübersehbar. Verständlicherweise nimmt dabei bis heute die Holocaust-Literatur einen besonderen Platz ein. Das Thema schlägt (zumal angesichts des 50. Jahrestages der „Reichskristallnacht“ vom 9. November 1938) auch in allen Veröffentlichungen zum Christlich-Jüdischen Dialog im engeren Sinn (um den es hier geht) immer wieder durch.

An erster Stelle sei auf ein Interview hingewiesen, bei dem B. Moosbrugger den Wiener *Kardinal Franz König* und den Zentralsekretär der Christlich-Jüdischen Arbeitsgemeinschaft in der Schweiz, *Ernst Ludwig Ehrlich*, befragt hat. Das faszinierende Gespräch ist veröffentlicht unter dem Titel *„Juden und Christen haben eine Zukunft“* (Pendo Verlag, Zürich 1988, 19,80 DM). In diesem Buch werden alle wichtigen theologischen und geschichtlichen Fragen im Bereich unseres Themas verständlich angesprochen, und zwar nüchtern, kritisch, aus profunder Sachkenntnis und mit Ehrfurcht vor dem je anderen Partner. Man kann sagen: Hier liegt das gelungene Modell für einen ernsthaften Dialog vor, bei dem „das Verletzende, das Mißverständliche, das Abwertende ausgeschlossen ist, auch wenn die Standpunkte verschieden sind“ (123).

Leider gibt es jedoch bis heute eine theologische Literatur, deren gedankenlose Weitergabe antijudaistischer Klischees aus bald 2 000 Jahren von erheblichem unterschwellig-negativen Einfluß ist im Bereich der Exegese, der Katechese und Verkündigung. Immer noch ist von „der“ starren Gesetzlichkeit und „der“ Verstockung „der“ Juden die Rede; obwohl das Wort vom „Gottesmord“ allmählich verschwindet, herrscht doch allgemein immer noch die Meinung vor, „die“ Juden trügen die alleinige Schuld am Tod Jesu und müßten daher bis heute die Folgen dafür tragen; „der“ Pharisäer gilt nach wie vor als Heuchler und Kasuist; ungeprüft wird weiterhin davon gesprochen, mit dem Kommen Jesu sei das Ende der Erwählung Israels gegeben ... Es sei hingewiesen auf das instruktive *Heft 2/1989* zum Thema „Antijudaismus“ in der vom Kath. Bibelwerk, Stuttgart, herausgegebenen Zeitschrift „Bibel und Kirche“. Bedrückend ist darin vor allem der Beitrag der vom Judentum zum Christentum konvertierten, inzwischen verstorbenen Dozentin und Zionsschwester *Charlotte Klein* „Von Generation zu Generation“. *Der Einfluß der Lehre vom Judentum im theologischen Schrifttum auf den heutigen Theologiestudenten*“, 1975 erstmalig erschienen und von der evgl. Professorin für Neues Testament, Luise Schottroff, mit einem Nach-

wort versehen. Darin stellt sie fest: „Trotz mancher Ansätze zum Christlich-Jüdischen Dialog in der Bundesrepublik, z. B. in der Arbeitsgruppe Christen-Juden auf dem Deutschen Ev. Kirchentag und beim Zentralkomitee der Katholiken oder der Arbeit vieler evangelischer und katholischer Akademien hat sich in den Universitäten und damit bei der Ausbildung zukünftiger PfarrerInnen (und z. T. auch LehrerInnen) nichts geändert“ (71).

Aber stimmt es wirklich, daß der „Antijudaismus eine so zentrale Rolle im Christentum spielt, daß kein Christ, keine Christin davon ausgenommen ist“? Stimmt es, daß „der christliche Antijudaismus ... in Deutschland eine besonders hartnäckige Gestalt“ hat (72)? Ist das Gespräch zwischen Christen und Juden 2 000 Jahre lang nicht nur „mißglückt“, sondern bis heute „gescheitert“? So meint Chr. Blendinger in der Einleitung zu der kleinen Schrift des Professors für Judaistik, *Reinhold Mayer, „Jüdische Gotteserfahrung gemäß der Tora“ (Meitingen 1989, 6,80 DM)*.

Selbstverständlich braucht der so dringend notwendige Bewußtseinswandel angesichts der fast 2 000jährigen „Zer-Gegnungsgeschichte“ (E. L. Ehrlich) seine Zeit. Diese Geschichte, zu der die genannten und viele andere Klischees so verhängnisvoll beigetragen haben, ist nicht in wenigen Jahrzehnten aufzuarbeiten. Doch sind die theologischen Voraussetzungen für eine positive Wende in den letzten 25 Jahren, wie es scheint, so gründlich erarbeitet worden, daß der Prozeß eines unpolemischen und ehrlichen Dialogs unumkehrbar geworden sein dürfte.

„Das“ historische Datum für diese Wende ist katholischerseits die Veröffentlichung der *Erklärung des II. Vatikanischen Konzils über das Verhältnis der Kirche zu den Nichtchristlichen Religionen „Nostra aetate“* vom 28. Oktober 1965 mit der sogen. „Judenerklärung“. Gemeint ist damit der noch von Papst Johannes XXIII. angeregte und unter schwierigsten Umständen in einem Kreis von christlichen und jüdischen Theologen um Kardinal Bea redigierte Text der Nr. 4. Darin bekennt sich die Kirche eindeutig zu ihren „Wurzeln“ im „guten Ölbaum“ (Röm 11,28), dem erwählten Gottesvolk der Juden, dem nicht nur Jesus Christus dem Fleische nach entstammt, sondern auch Maria, die Apostel mit Paulus und die meisten der ersten Jünger.

Dieses Gottesvolk, so heißt es unmißverständlich, ist „immer noch von Gott geliebt um der Väter willen“. Darum sollen die gegenseitige Kenntnis und Achtung durch biblische und theologische Studien und es soll das brüderliche Gespräch gefördert werden. Und „alle Glieder der Kirche sollen dafür Sorge tragen, daß niemand in der Katechese oder bei der Predigt des Gotteswortes etwas lehre, das mit der evangelischen Wahrheit und dem Geiste Christi nicht im Einklang steht.“

Ausdrücklich wird in dem Konzilstext in diesem Zusammenhang auch mit dem alten Vorurteil aufgeräumt, „die“ Juden seien „Gottesmörder“ und

darum bis heute von Gott verworfen. Im Bewußtsein des gemeinsamen Erbes beklagt die Kirche schließlich „alle Haßausbrüche, Verfolgungen und Manifestationen des Antisemitismus, die sich zu irgendeiner Zeit und von irgend jemandem gegen die Juden gerichtet haben“ – eingeschlossen sind darin selbstverständlich auch die Untaten von Gliedern der Kirche. Der Jude E. L. Ehrlich, der auch Konzilsbeobachter war, meint zu diesem konziliaren Geschehen: „Wir stehen spätestens seit 1965 als Juden und Katholiken miteinander in einem Lernprozeß“ (56). Und wenn daran auch bislang leider nur ein beschränkter Kreis von Menschen teilnimmt und immer wieder einzelne Ereignisse negativ verstanden werden können, so ändert dies alles doch nichts „an einer neuen theologischen Grundlegung der Katholischen Kirche gegenüber Juden und Judentum überhaupt.“ Es finden sich wertvolle Ansätze, ja „es sind mehr als Ansätze, es ist eine solide Basis, auf der man das christlich-jüdische Haus aufbauen könnte“ (58).

Das Konzilsdokument ist – ebenso wie die dazu 1974 und 1985 von der Kommission des Heiligen Stuhls für die religiösen Beziehungen mit dem Judentum erlassenen Richtlinien und Durchführungsbestimmungen – enthalten in dem für jedes ernsthafte Studium und Gespräch unentbehrliche katholisch-evangelische Gemeinschaftswerk *„Die Kirchen und das Judentum. Dokumente von 1945 – 1985 (hg. und eingeleitet von R. Rendtorff und H. H. Henrich, Paderborn-München 1988, 98,00 DM)*. In diesem Band sind nicht nur alle offiziellen katholischen und evangelischen Verlautbarungen sowohl auf Weltebene als auch aus Deutschland sowie die Ansprachen der letzten Päpste anlässlich von Reisen und Audienzen für Vertreter des Judentums enthalten. Es sind auch die jüdischen und die internationalen gemeinsamen christlich-jüdischen Verlautbarungen aufgenommen. Die durch ein hervorragendes Sachregister ergänzte Dokumentensammlung ermöglicht einen einzigartigen Einblick in den tiefgreifenden langsamen Wandel der Beziehungen zwischen Christen und Juden. Dennoch muß man gewiß Papst Johannes Paul recht geben, der mit Nachdruck darauf hinweist, daß der Dialog „mit unseren älteren Brüdern“, den Juden, immer noch in den Anfängen steht und es „noch ziemlich viel (bedarf), um jede – auch die subtile Form des Vorurteils zu überwinden ... auf allen Ebenen der Mentalität, der Lehre und der Kommunikation“ (Ansprache beim Besuch der Großen Synagoge, Rom, 13. April 1986).

Der ehrlichen Vertiefung des Dialogs dient inzwischen auch das *Gemeinsame Wort der Berliner, der Deutschen und der Österreichischen Bischofskonferenz „Die Last der Geschichte annehmen.“ Ein Wort zum Verhältnis von Christen und Juden aus Anlaß des 50. Jahrestags der November-Pogrome (1938) vom 20. Oktober 1988 (hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn, Nr. 43)*.

Mitarbeiter an „Nostra aetate“ Nr. 4 war u. a. auch der Exeget *Franz Mussner*. Frucht seines Wirkens auf weltkirchlicher Ebene und tiefer noch Frucht eines jahrelangen Lernprozesses und persönlichen Umdenkens sind seine beiden Werke „*Traktat über die Juden*“ (1. Auflage 1979, 2. Auflage bei Kösel, München 1988, 39,80 DM) und „*Die Kraft der Wurzel. Judentum-Jesus-Kirche*“, (erschienen bei Herder, Freiburg 1987, 48,00 DM). „Nachdem in der Zeit der Kirchenväter ‚Tractatus adversus Judaeos‘ geschrieben wurden und der anti-judaistische Geist dieser Traktate bis in unsere Zeit nachgewirkt hat, ist es im Zusammenhang der umfassenden Neu- und Umbesinnung der Kirchen, was ihr Verhältnis zum Judentum angeht, angebracht und an der Zeit, nun einen ‚Tractatus pro Judaeis‘ zu schreiben“, so beginnt das Vorwort des erstgenannten Werkes, das – flüssig und verständlich geschrieben – international überaus positiv aufgegriffen und bereits in fünf Weltsprachen übersetzt worden ist. Mussner hat mit Hilfe solider exegetischer Studien den biblischen Befund aufgearbeitet und auf solche Weise mit den alten Vorurteilen und Klischees gründlich aufgeräumt. Er nennt diese für jeden christlich-jüdischen Dialog unerläßliche Vorarbeit „theologische Wiedergutmachung“ und hat diese selbst weit vorgebracht. Mit Mussners Hilfe kann es im Bereich der theologischen Vorlesungen und Publikationen, aber auch in Katechese, Predigt und Erwachsenenbildungsarbeit gelingen, den Blick endlich frei zu bekommen für das große Glaubenserbe Israels und für den „Juden“ Jesus, für das in Wahrheit Gemeinsame zwischen Juden und Christen und für das bleibend Unterscheidende. So hat Mussner uns Christen über die Grenzen der Konfessionen hinweg den Weg freigelegt, um in Wahrheit an der „Kraft der Wurzel“ zu partizipieren und für die rechte Unterscheidung der Geister (auch und zumal im Bereich der Sprache!) sensibel zu werden. Damit hat dieser katholische Theologe dem christlich-jüdischen Dialog einen unschätzbaren Dienst erwiesen.

Mussner endet mit einem nur kurzen Ausblick auf gemeinsame praktische Aufgaben und Ziele für Christen und Juden, wie z. B. die gemeinsame Arbeit an der Verwirklichung von Frieden und Gerechtigkeit, vollzogen in der gemeinsamen Vorbereitung und im gemeinsamen Warten auf den „Tag des Herrn“. An den praktischen Themen hat der Frankfurter Alttestamentler *Norbert Lohfink SJ* bibeltheologisch weitergearbeitet in einer Sammlung von Beiträgen, die zumeist der „Orthopraxie“ dienen. Der Titel, mit dem er Themen wie „Das Königtum Gottes und die politische Macht“, „Das Gottesreich und die Wirtschaft“, „Der Gott der Bibel und der Friede auf Erden“ u. a. m. zusammenbindet, lautet: „*Das Jüdische am Christentum. Die verlorene Dimension*“ (erschienen bei Herder, Freiburg 1987, 32,00 DM). Der Verfasser vertritt die Ansicht, das Christentum müsse „wieder jüdischer werden“ (69). Er meint damit die Abkehr der Christen von jener „Weltlosig-

keit“, für die nur „Gott und die Seele“ existiert. Ob es aber eine so begründete Weltflucht in unseren Tagen und Breiten überhaupt noch gibt, ist doch wohl zu fragen. Ja, „Weltflucht“ von gleichgültig gewordenen, nur materiell-innerweltlich interessierten Christen könnte geradezu im Verlust jeder Beziehung zu dem alten Thema „Gott und die Seele“ begründet sein.

Dies vorausgesetzt, ist das Anliegen Lohfinks natürlich nur zu berechtigt. Es geht ihm um den Wiedergewinn der christlichen Weltdimension des Glaubens selbst, und zwar auf dem Weg über eine ausdrücklich innerchristlich intendierte Gewissenserforschung. Das große Echo auf sein Buch hat aber deutlich gemacht, wie wichtig die angerührten Fragen auch für die Weiterführung und Vertiefung des christlich-jüdischen Gespräches sind. Das hat den Verfasser zu einer neuen, ausdrücklich als Beitrag zu diesem Gespräch verstandenen Schrift inspiriert: *„Der niemals gekündigte Bund.“ Exegetische Gedanken zum christlich-jüdischen Dialog (Herder, Freiburg 1989, 15,80 DM).*

Wie der Titel zeigt, liegt dem kleinen Werk das Wort Papst Johannes Pauls aus einer Ansprache vor Vertretern des Zentralrates der Juden 1980 in Mainz zugrunde. Der Papst sprach damals eher beiläufig, aber gewiß wohlüberlegt von der „Begegnung zwischen dem Gottesvolk des von Gott nie gekündigten (vgl. Röm 11,29) Alten Bundes und dem des Neuen Bundes.“ Damit wollte er offenbar etwas betonen, „das nach seiner Auffassung auf jeden Fall festgehalten werden soll: daß nämlich die heutige Judenheit das Wort ‚Bund‘ auch aus christlicher Sicht durchaus auf sich beziehen kann“ (16). Da aber „in Christenheit und Judenheit faktisch zwei Ansprüche, der Ort von ‚Bund‘ zu sein, da sind, konkretisiert sich alles zur Frage, wie diese beiden Ansprüche zu beurteilen sind und wie sie sich zueinander verhalten“ (17).

Lohfink geht dieser brisanten Frage nach, indem er zwölf knappen, aber bis zum Rand gefüllten wichtigen Kapiteln jeweils eine These voranstellt und diese dann kurz erläutert. Die 1. These lautet z. B.: „Das christliche Populärkonzept des ‚neuen Bundes‘ fördert den Antijudaismus.“ Denn so unaufgebbare die von Jesus selbst gebrauchte Rede vom „neuen Bund“ auch ist –, sie hat im Verlauf der Jahrhunderte den Graben aufgerissen zwischen Christen und denen, die – angeblich – in dem „alten“, überholten, schattenhaften und zum Untergang verurteilten Bund leben. Doch wissen wir Christen eigentlich, was der Begriff des „neuen Bundes“ von seinen biblischen Ursprüngen her besagt? War es „ein Kampfbegriff der Urkirche“ in der Absetzungspolemik gegen das Judentum? (These II). Des Verfassers differenzierte Untersuchungen zum Bund nach Jer 31, Röm 9-11 und anderen Schriftstellen zeigen, daß je nach dem Zusammenhang mehrere Deutungen möglich sind – sei es in Richtung Sinaibund („Gesetz“), sei es in Richtung Abrahambund („Verheißung“). Doch zeigt schon Jeremia, daß

der „alte“ Sinaibund nicht „veraltet“ ist, sondern ein vom Volk gebrochener Bund, den Gott rein aus Gnade neu aufleben läßt, neu gewährt, ohne daß es ein „anderer“ Bund wird.

Der, dem das Gesetz so „aufs Herz geschrieben war, daß dieses Herz ganz und gar mit der Tora eins war, daß es von keinem Menschen mehr über die Tora belehrt werden mußte“ (70), war Jesus Christus, er, der zugleich „die“ Erfüllung der Verheißung vom „neuen Bund“ ist. Doch beginnt der neue Bund im neuen Herzen nicht erst bei Jesus. Wen Gott, wie den Beter von Ps 51, um das neue Herz bitten läßt, „dem hält er es auch bereit“. Und auch Jer 31 „spricht von etwas, das bis in die Herzens-Dimension hinein auch einem jüdischen Volk geschenkt wird, das noch nicht ins Antlitz seines verheißenen Messias blickt“ (74). „Gott widerruft nicht. Und das Neue, das er am Ende gibt, ist durchaus das in noch herrlicherem Glanz erstrahlende Alte. Insofern kann man, wenn auch nicht aufgrund eines biblischen Sprachvorbildes, der Sache nach durchaus mit Recht formulieren, die Juden, die die Botschaft Jesu nicht annahmen, seien trotzdem immer und zu allen Zeiten ‚das Volk des von Gott nie gekündigten Alten Bundes‘“ (92). Lohfink vertritt am Ende überzeugend die Ansicht (These X), man solle nicht von zwei „Bünden“ oder gar von vielen „Bünden“ sprechen, sondern nur von dem einen „Bund“. „Der ‚neue Bund‘ des Jeremiabuches ist die Erneuerung und Neusetzung des (gebrochenen) Bundes vom Sinai. Er umschließt die gleiche Tora. Der ‚neue Bund‘ des Neuen Testaments ist die eschatologische Fülle dieses ‚neuen Bundes‘, der zugleich schon begonnen hat, als die Exilierten aus Babylon heimkehrten, und in dem in diesem Sinne auch die Juden von heute stehen, die nicht an Christus glauben ... Das ist die grundlegendste ‚Ökumene‘“ (105). Weil aber Juden und Christen sich seit 2 000 Jahren auf zwei Wegen befinden und „beide Wege innerhalb des einen, Gottes Heil in der Welt gegenwärtig machenden Bundes verlaufen, meine ich, man müßte von einem ‚doppelten Heilsweg‘ sprechen“ (105). Allerdings verlaufen diese Wege nicht ins Unendliche parallel nebeneinander; biblisch gesehen münden sie in der von Gott verfügten Stunde nach Jes 2 „in die prophetische Vision von der endzeitlichen Wallfahrt der Völker zum Zionsberg ein“ (112). „Nur zum Zion können alle Wege der Menschheit führen, sollen sie wirklich Heilswegen sein“ (113).

Die Verfasser der bisher besprochenen Literatur sind alle erfüllt von der Verantwortung, im theologischen Bereich Sorge zu tragen für die Grundlegung eines neuen Denkens. Es gibt aber auch praktische Versuche, ein neues und vertieftes Miteinander von Christen und Juden zu lernen. Davon berichtet *Paul Neuenzeit* – Professor für Religionspädagogik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Würzburg – in seinem beim Echter Verlag erschienenen Buch *„Juden und Christen auf neuen Wegen zum Gespräch“*

(Würzburg 1990, 24,80 DM). Es handelt sich um den Bericht über Planung, Durchführung, Schwierigkeiten und Ergebnisse eines bisher in Deutschland wohl einmaligen Projekts. Insgesamt etwa 30 junge Christen und Juden, näherhin künftige Multiplikatoren (LehrerInnen, Geistliche, MitarbeiterInnen in der Erwachsenenbildung und im Medienbereich ...) haben sich innerhalb von zwei Jahren in jeweils einer Woche und an mehreren Wochenenden zusammengefunden, um nicht nur voneinander, sondern auch miteinander zu lernen, ihre Vorurteile zu verlernen und miteinander neu umzugehen. Dies alles hat sich methodisch vollzogen auf dem Weg über kommunikatives Lernen, z. T. in Kleingruppen, und durch Interaktion, die aber immer verbunden war mit Information – sei es über die so konflikt- und schuldbeladene Geschichte oder über Brauchtum, den jeweiligen religiösen Jahresrhythmus, Lebensgewohnheiten und vieles mehr. Konkret ergab sich das gegenseitige Kennenlernen bei gemeinsamen Mahlzeiten, beim Musizieren, in der Teilnahme an jeweils typischen Festen, bei Exkursionen zu Synagogen, jüdischen Friedhöfen ..., aber auch in der Teilnahme jeweils an jüdischen bzw. christlichen Gebetsgottesdiensten. In allen diesen Interaktionen ging es nicht nur um den Erwerb eines soliden Wissens über die Juden/Christen, um später authentisch über die jeweils anderen sprechen zu können. Die neuen Lernwege sollten vielmehr langsam zu einer tiefgreifenden Verhaltensänderung führen, also z. B. zum Abbau der instinktiven Abwehr alles Fremden und positiv zum Aufbau der Freude an der bereichernden Andersartigkeit des Fremden. Insgesamt sollten die TeilnehmerInnen für Aufgaben des christlich-jüdischen Zusammenlebens und der Zusammenarbeit selber besser qualifiziert werden, um auf Zukunft hin als Lehrer und Erzieher, als Moderatoren und Erwachsenenbildner positiven Einfluß nehmen zu können auf die Einstellungen und Kenntnisse weiterer Bevölkerungskreise (vgl. 123). Dieses Ziel ist, wenn auch durch viele Schwierigkeiten hindurch, im Ansatz offensichtlich erreicht worden. Es wäre nur zu wünschen, daß sich solche Modelle und Ansätze vervielfältigen!

Daß es im christlich-jüdischen Dialog nicht nur um eine theologische, sondern zugleich um eine eminent pädagogische Aufgabe geht, zeigt auch die Dissertation von Ursula Reck: „Das Judentum im katholischen Religionsunterricht. Wandel und Neuentwicklung“ (Band 5 in der Reihe „Lernprozeß Christen Juden“, hg. von G. Biemer und E. L. Ehrlich, Freiburg 1990, 48,00 DM). Die sprachlich wie strukturell fachwissenschaftlich geprägte Arbeit befaßt sich mit den Veränderungen (im Sinne von tiefgreifenden Wertänderungen), die in der Darstellung des Judentums als neuer Wahlunterrichtseinheit im katholischen Religionsunterricht seit 1945, ja eigentlich erst seit 1965 (Nostra aetate Nr. 4) erkennbar sind. Untersuchungsbereich waren die

Schulen in der Erzdiözese Freiburg. Der Studie liegen sorgfältig differenzierende Analysen der Fachliteratur und der Curricula sowie Interviews mit Religionslehrern und Religionslehrerinnen zugrunde. Es ging der Verfasserin darum herauszufinden, mit welchen Schwierigkeiten man im Blick auf einen solchen Innovationsprozeß zu rechnen hat und welche Bedingungen erfüllt sein müssen, um auf längere Sicht eine positive Umorientierung der nachfolgenden Generationen in unserem Land zu erreichen.

Das Ergebnis bestätigt die Notwendigkeit des Ineinandergreifens von theologischen, historischen, pädagogischen und soziologischen Bemühungen im Hinblick auf die Zukunft der delikaten Beziehung zwischen Christen und Juden. U. Reck kommt bzgl. der Schwierigkeiten zu dem Schluß: „34,8 % der ReligionslehrerInnen waren unsicher wegen der nicht zureichenden Klärung des Verhältnisses zwischen Christentum und Judentum von seiten der Theologie und/oder hatten Probleme mit ihrer christlichen Identität. Dies weist darauf hin, daß sich der mit dem Konzilsdekret ‚Nostra aetate‘ (Art. 4) eingeleitete Prozeß einer neuen Verhältnisbestimmung zwischen Katholiken und Juden noch in einem Anfangsstadium befindet ... Um die in Gang gekommene Umorientierung in der Darstellung des Judentums im Religionsunterricht weiter zu fördern, bedarf es zukünftig einer verbesserten theologischen Ausbildung der Lehrkräfte, gezielter, auf die Interessens- und Problemlage der ReligionslehrerInnen abgestimmter Fortbildungsveranstaltungen sowie weiterer Veränderungen im Bereich der Lehr-/Lernmaterialien. Dieser Prozeß sollte von seiten der Theologie durch die Fortschreibung der neuen christlichen Sicht des Judentums unterstützt werden“ (220/221). Insgesamt dürfte die vorliegende, auf nüchternen Fakten basierende Untersuchung für den dringend notwendigen Bewußtseinswandel in der anstehenden Frage ein wichtiges Bindeglied sein zwischen theoretischen und praktischen Bedingungen des jüdisch-christlichen Dialogs.

In diesem Zusammenhang sei noch hingewiesen auf ein unentbehrliches Taschenbuch in der Reihe *GTB Siebenstern*, Nr. 1 063, mit dem Titel „*Was jeder vom Judentum wissen muß*“. Herausgegeben ist das Buch im Auftrag des Arbeitskreises Kirche und Judentum der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands und des Deutschen Nationalkomitees des Lutherischen Weltbundes von A. H. Baumann (Gütersloh⁴ 1987, 14,80 DM). Im ersten Teil geht es z. B. um das Volk, das Land und den Staat Israel, um den Zionismus und um religiöse Richtungen im heutigen Judentum. Im zweiten Teil ist die Rede vom jüdischen Beten und vom jüdischen Festjahr, von häuslichen Feiern und Feiern auf dem Lebensweg eines Juden. Der Leser wird knapp, aber gründlich informiert über die Lehre (Pharisäer, Messiaserwartung u. a. m.). Ein umfänglicher III. Teil handelt von Christen und Juden in ihrer Bezie-

hung zum Alten Testament, zu Jesus ... Es kommt aber auch und zumal die Begegnung in Geschichte und Gegenwart zur Sprache: Antisemitismus, Holocaust, ein Abriss der Geschichte der Juden in Deutschland und die heutigen Begegnungsmöglichkeiten zwischen Juden und Christen. In einem Anhang finden sich hilfreiche praktische Angaben (aus evangelischer Sicht) im Blick auf Literatur, Unterrichtsmaterialien und Medien sowie ein Register der deutschen, aber auch der hebräischen und jiddischen Begriffe u. a. m. – Sehr instruktive Fotos erhöhen den Wert dieser Publikation.

Das Büchlein ist die Zusammenfassung einer ungewöhnlich geglückten, in Gemeinden, im Religionsunterricht, auf den Universitäten und an Akademien in einer Gesamtauflage von über 4 Millionen verbreiteten Faltblattserie mit den genannten Titeln. Es ist, wie der Herausgeber im Vorwort vermerkt, auch katholischerseits überaus gefragt und somit ein ungewöhnlicher Dienst an der Ökumene im weitesten Sinn, zumal es – und dies dürfte besonders wichtig sein – im ständigen Kontakt und unter Überprüfung von kompetenten Vertretern des Judentums entstanden ist (vgl. 13).

Der profunden Vermittlung von Sachwissen im Umkreis vor allem der theologisch-religiösen Differenzthemen zwischen Juden und Christen dient inzwischen auf katholischer Seite das *Lexikon der jüdisch-christlichen Begegnung* (erschienen bei Herder, Freiburg 1989, 38,00 DM).

Das Besondere des Werkes ist dies: Erstmals behandeln ein jüdischer und ein christlicher Fachgelehrter, nämlich der Professor für jüdisch-christliche Studien am Rabbinerseminar in Ohio/USA, *Jakob J. Petuchowski*, und *Clemens Thoma*, Professor für Bibelwissenschaft und Judaistik in Luzern, einschlägige Themen gemeinsam und in gegenseitiger Korrektur. Das schließt nicht aus, daß jeweils einer der beiden Verfasser die Hauptverantwortung für ein Stichwort trägt. „Heiße Eisen“ werden in dem Lexikon nicht ausgespart. Doch der Gesamtstil der Behandlung von Differenzen in der Sache dürfte für die Zukunft des Dialogs zwischen Juden und Christen weithin Modellcharakter haben.

Für das Weiterstudium sind die Literaturangaben zu jedem Stichwort und die zahlreichen Querverweise zwischen den Artikeln überaus hilfreich.

Zur inhaltlichen Abfassung der letzteren gibt es allerdings einige Fragen und kritische Anmerkungen. Warum wurde z. B. gerade das Stichwort „Dialog“ nur aus christlicher und nicht auch ausdrücklich aus jüdischer Sicht geschrieben? Gleiches gilt für das Stichwort „Jesus“. Wenn Thoma zum Stichwort Holocaust sagt: „Seit Auschwitz gewinnt die christliche Glaubenserkenntnis an Bedeutung, daß Jesus ein jüdisches Holocaust-Opfer des heidnischen Antijudaismus war und daher in die Reihen der modernen jüdischen Holocaust-Opfer hineingehört“, so ist diese Formulierung angesichts des komplizierten geschichtlichen Sachverhalts einfach zu

knapp, um von Christen wie von Juden richtig verstanden zu werden. Bei manchen Themen wäre überhaupt mehr Mut zum eigenen christlichen Profil wünschenswert gewesen. Daß z. B. Maria „voll und ganz Jüdin war“, ist selbstverständlich. Aber daß – nach Thoma – „ihre Vorzüge im jüdischen Kontext zu erklären sind“ und „die Echtheit christlicher Marienverehrung ... an ihrer Christusbezogenheit und an ihrer Einbindung in die jüdische Glaubensgeschichte zu erkennen“ ist, ist wiederum zu wenig. Das Lexikon weckt ja auch und mit Recht auf Seiten jüdischer Benutzer die Erwartung, präzise zu erfahren, was das Spezifikum der christlichen Marienverehrung und des christlichen Marienglaubens ist, soweit er seinen Niederschlag in dogmatischen Formulierungen gefunden hat. Die christliche Begründung dieser Entwicklung kennenlernen zu können, wäre für interessierte Juden gewiß wichtig gewesen.

Trotz solcher kritischen Anfragen überwiegt jedoch bei weitem die Freude über dieses christlich-jüdische Gemeinschaftswerk, das für alle Bereiche der Bildungsarbeit von der Gemeinde bis zur Akademie und Universität überaus instruktiv ist. Das Lexikon für jüdisch-christliche Begegnung bestätigt einmal mehr, daß und wie viele positive Kräfte inzwischen im Einsatz sind, um einander besser kennenzulernen und zu werten. Sie alle tragen je auf ihre Weise bei zu dem wahrlich „nicht leichten Dialog zwischen Juden und Christen ... Daß es diesen Dialog inzwischen allerdings wirklich gibt, ist ein Geschenk Gottes. Es kann uns froh machen – nach so unendlichem Leid“ (Norbert Lohfink, *Der niemals gekündigte Bund*, S. 9).

Es wäre nun reizvoll und wichtig, dem christlich-jüdischen Dialog auch auf seiten jüdischer Theologen nachzugehen. Das breitere Spektrum kann hier jedoch nur noch angedeutet werden.

Der erste Hinweis möge dem seit Jahren immer umfänglicher werden Werk des jüdischen Theologen und Religionswissenschaftlers aus Frankfurt, *Pinchas Lapide* gelten. Seine Bücher erscheinen durchweg in der Gütersloher Taschenbuchreihe Siebenstern, zuletzt *GTB Nr. 1421 „Warum kommt er nicht? Jüdische Evangelienauslegung“* (Gütersloh 1988, 14,80 DM) und *GTB Nr. 1427 „Jesus – ein gekreuzigter Pharisäer?“* (Gütersloh 1990, 16,80 DM). Eine inhaltliche Auseinandersetzung mit den Fragen und Thesen des Verfassers würde den Rahmen dieses kleinen Literaturberichts sprengen. Grundsätzlich kann man sich auf seiten der Christen über das inzwischen weithin positive Jesusbild des heutigen Judentums jedoch freuen. P. Lapide hat zu der gewandelten Sicht maßgeblich beigetragen. Nicht verschwiegen sei aber, was Paul Neuenzeit als Erfahrung im Blick auf die *jüdischen* Teilnehmer des Würzburger Projekts berichtet: „eine gewisse Reserve jenen jüdischen Autoren gegenüber ..., die sich auch mit der christlichen Bibel, dem Neuen Testament befassen“ (141 f.).

Zu diesen Autoren gehört außer Lapidé und Petuchowski auch *Schalom Ben-Chorin*, zumal sein z. Zt. jüngstes Werk „*Weil wir Brüder sind*“ (Bleicher Verlag, Gerlingen 1988, 32,00 DM). Der bekannte Verfasser verweist auf die Tatsache, daß „der Christ auf der Suche nach seiner eigenen Identität dem Judentum als der Wurzel seines Glaubens begegnen“ muß (ein Prozeß, der, wie erkennbar geworden sein dürfte, in vollem Gange ist), „während der Jude umgekehrt keineswegs auf der Suche nach seiner jüdischen Identität dem Christentum begegnen muß. Dennoch kann der Dialog keine Einbahnstraße bleiben“ (158). Es muß zum gegenseitigen Abbau der Unwissenheit übereinander kommen, denn „Unwissenheit erzeugt Mißtrauen, Mißtrauen erzeugt Haß. Haß erzeugt Gewalttat. Immer wieder haben wir das erlebt“ (173). So gehört es denn zum wichtigsten Dienst von Christen und Juden, dazu beizutragen, daß „der Gipfel Sinai und Golgatha“ einander sehen. „Da stehen sie nun einander gegenüber, die Gemeinschaft Israels und die Kirche aus allen Völkern. Sie sollen einander ins Antlitz blicken“ (173) – als Kinder des einen Gottes. Noch einmal: Freuen wir uns, daß Juden und Christen einander mehr und mehr entdecken. Helfen wir dort, wo wir leben und arbeiten – gedrängt von jenem Geist, der das Angesicht der Erde durch uns erneuern will – mit, daß dieser Prozeß zu einer tiefen und breiten Strömung wird, die immer mehr Menschen im Herzen ergreift, und dem wahren „Schalom“ zwischen Juden und Christen dient.

Barbara Albrecht

BUCHBESPRECHUNGEN

DAS DEUTSCHE JAHRHUNDERT. Am 18. März 1890 schrieb Bismarck sein Entlassungsgesuch. Ein junger, ungeduldiger Kaiser, Wilhelm II., wollte endlich selbst das Heft in die Hand nehmen und kraftvoll regieren. Für den Vf. bedeutet dieser Neuanfang den Auftakt zu jener Jahrhundertgeschichte, die am 9. November 1989 durch die friedliche Überwindung der Zwangsherrschaft im östlichen Teil Deutschlands ihren Schlußpunkt fand. Hier zeige sich endlich ein neues Selbstbewußtsein der Deutschen, das nicht nur Mauern überwand, sondern auch die „Feindbilder“ abschaffte, „an die die Machthaber sich klammerten, als kündeten sie vom Heil“ (9).

Das Buch geht auf die „phantastische“ wie „schreckliche“ Geschichte der Deutschen von 1890 bis zur Gegenwart ein. Dabei wird nicht bloß das Gewesene nachgezeichnet, so als gälte es, die zahlreichen historischen Darstellungen dieses Jahrhunderts um ein weiteres Fachbuch zu ergänzen. Vielmehr soll eine konkrete Frage behandelt, wenn möglich exakt beantwortet werden: Was nur trieb die Deutschen, „derart hoch zu streben – und lieber ins Bodenlose zu fallen, als sich mit dem Gewöhnlichen abzufinden?“ (13).

In drei chronologisch ausgerichteten Schritten geht das Buch dieser Frage nach. Der erste Teil, überschrieben mit „Das wilhelminische Vorspiel“, stellt die Jahre seit 1890 bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges dar. Hier formiere sich eine „Gesellschaft ohne Selbstbewußtsein“, präsentiere sich eine „Nation ohne Einheit“, die überdies noch von der Weltmacht träume. Als solche zieht sie in den Krieg und führt in „das deutsche Drama“ von 1914 bis 1945.

Mit letzterem beschäftigt sich der zweite und umfangreichste Teil, gleichsam das Herzstück der Darstellung (89-263). Es schildert zunächst die europäische Begeisterung zu Beginn des Ersten Weltkrieges und stellt sodann die Frage nach den Lehren, die die Deutschen angesichts des verheerenden Kriegsendes zogen: Kam am „Ende eines Traums von der Weltmacht die große Ernüchterung – oder, erst recht, der Weg in den Wahn?“ (115). Wir wissen: Es kam der Wahn. Er hob an mit der Lüge, dem Gerede von den „Novemberverbrechen“ und der

„Dolchstoßlegende“, setzte sich fort in dem Glauben an ein innerweltliches Heil und kulminierte schließlich in den „Heilsverbrechen“ (233-263).

Das dritte Kapitel befaßt sich mit den „Deutschen seit 1945“: ihrem rasanten Aufbruch aus dem radikalen Niedergang, ihren Ängsten und Konflikten, ihrem ungebrochenen Leistungswillen (265-332). Doch die „Suche nach der verlorenen Identität“ bleibt: Auf „vertrackte Weise mißlingt das gute Leben, und die Mißgelauntheit regiert. Mit jedem Ferienbeginn setzt eine Massenfucht ein. ‚Bloß raus hier!‘ scheint die Parole zu sein, als biete einzig die Ferne das Heil; kaum von ungefähr sind die Bundesbürger nicht nur Weltmeister des Exports, sondern auch des Verreisens geworden“ (323).

Ein ungewöhnlich umfangreicher Anmerkungs- und Dokumentationsteil, wohlgeordnete Hinweise zur Literatur und ein Namensregister schließen sich an und laden zum Weiterstudium ein (345-543).

Allerdings: Die eingangs gestellte Frage nach dem Grund des das Maß des Gewöhnlichen sprengenden Aufstiegs wie Niedergangs der Deutschen in den letzten hundert Jahren konnte nicht befriedigend beantwortet werden; schon gar nicht mit Hinweisen auf die Anthropologie Arnold Gehlens (337 f.). Gerade weil „das deutsche Drama (...) mit den alten Instrumenten (der Aufklärung, ist gemeint – M. G.) nicht mehr zu fassen ist“ (336), zeigt es sich hier exemplarisch, daß eine theologische Anthropologie, mehr noch: eine Geschichtstheologie nötig ist. Sie bedenkt auch die jenseitigen Geschichtsmächte, und zwar ohne dabei der „Kapitulation der Vernunft“ (335) das Wort zu reden. Im Gegenteil: Geschichtsdenken wird komplex und universal, warnt und schützt vor jeder Simplifizierung. Sie zieht Faktoren in Betracht, die ansonsten außen vor bleiben, und legt einen Zusammenhang bloß, nach dem fast in jeder Zeile des vorliegenden Buches gefragt wird: den Zusammenhang von Ängsten, geboren aus verlorener Identität, mangelndem Selbstbewußtsein und den wiederum daraus erwachsenen Heilsverbrechen, von Geschichte, (Un-)Heil und (Un-)Heilsgeschichte insgesamt.

Der Verfasser beschreibt die Geschichte der Deutschen in „ihrem“ Jahrhundert als

eine Geschichte der mißglückten Wiederherstellung ihres Selbstwertgefühls, das den „Kern jeder Persönlichkeit“ bilde. Mißglückt deswegen, weil die Deutschen sich verführen ließen, ihr Selbstwertgefühl dadurch zu steigern, daß sie andere unterdrückten, zu Knechten, zu „Unrat“ degradieren wollten, sich selbst aber zu Herren der Welt, zu Göttern aufspielten. Das auf Gleichheit beruhende Selbstwertgefühl wurde nicht wahrgenommen. Das Gleichheitsprinzip, „die große Errungenschaft des modernen Europa“, wurde zerbrochen. „Darum sprengte diese deutsche Erhebung alle Maße und Regeln europäischer Vernunft, darum erscheint sie in deren Perspektive als Wahn und als Weg in die Selbstzerstörung“ (343).

Hier hätte man sich allerdings pointiert den europäischen Vergleich gewünscht. Sämtliche europäischen Staaten verhielten sich nach dem Ersten Weltkrieg nämlich durchaus nicht viel anders als Deutschland. Auch sie ließen das Gleichheitsprinzip nicht gelten. Die Friedensschlüsse von Versailles, Trianon, Sèvres waren Strafkaktionen und hatten mit nüchterner Politik nichts mehr zu tun. Anstatt die durch den Krieg allenthalben entfachten Haßpotenzen zu verringern, schlugen die Sieger noch tiefere Wunden in das Ehrgefühl und Selbstbewußtsein der Unterlegenen, die ihrerseits nach rascher, wenn nötig auch gewaltsamer „Heilung“ schrieten. Überdies war das „unbeteiligte Ausland“ durchaus nicht durchdrungen von den „großen europäischen Errungenschaften“, sondern befallen von der allgemeinen Krise der Massengesellschaft. Bolschewistische und faschistische Diktaturen hatten sich seit langem in Rußland und Italien manifestiert. Zumindest unterschwellig war das aus Unsicherheit geborene Mißtrauen gegen die Demokratie virulent. Es führte in Spanien zum Bürgerkrieg und verführte nicht wenige Engländer und Franzosen immerhin zur offenen Bewunderung für den „Führer“. Die Olympiade 1936 machte es noch einmal offenkundig.

Der vergleichende Blick auf Europa wäre auch bei der Darstellung der Zeit von 1945 bis heute hilfreich gewesen. Denn auch hier war nichts mehr so wie noch vor dem Zweiten Weltkrieg: Das nationalstaatliche Europa war zersprengt, die Nation im alten, egozentrischen Wortsinn überholt, eine anachronistische Gestalt. Haben die Europäer

diese neue Situation sogleich erkannt? Wollten sie es überhaupt wahrhaben, daß sie, die einst die Welt „imperialistisch“ durchdrangen und ihre gewaltigen Kräftepotentiale weltweit abreagieren konnten, wie etwa Spanien und England, sich nun auf Europa besinnen mußten, um überhaupt noch ein Wort in der Welt mitzusprechen? Auch hier ging und geht es nicht zuletzt um Selbstwertgefühle. Manch ängstliche Reaktionen unserer europäischen Nachbarn auf die jüngste Entwicklung in Deutschland gewinnen unter diesem Aspekt Kontur.

Wer die Geschichte Schönstatts kennt, weiß, wie sehr Pater Kantenich von Anfang an, schon in der Vorgründungsurkunde von 1912, darauf bedacht war, identitäts- wie selbstbewußteinstiftend zu wirken. Beruht sein Rezept aber auf dem Prinzip der Gleichheit, verstanden im Sinne von 1789? Ja und Nein. Es ist nicht die Gleichheit der Transzendenzlosen, die Gleichheit ohne oder gar gegen den Schöpfer-Gott. Es ist die Originalität und Persönlichkeit fordernde und fördernde Gleichheit von Brüdern und Schwestern, die sich unterwegs zum ewigen, personhaften, liebenden Vater-Gott wissen. Aus dem Bewußtsein, geliebtes Kind Gottes zu sein, erwächst nicht nur ein schwammiges Selbstwertgefühl, sondern ein gnadenhaft gestärktes Selbst- und Sendungsbewußtsein, das den Menschen dazu befähigt, für eine Menschheitsverfassung zu sorgen, die nicht dem organisierten Kollektiv, sondern der organischen Einheit in Freiheit entspricht. Ein lesenswertes, anregendes Buch. Es hilft, die gegenwärtigen Ereignisse in Deutschland nicht isoliert zu betrachten, sondern im geschichtlichen Kontext zu begreifen. Ein Buch überdies, das sich mit genau jener Zeit beschäftigt, in der auch der Gründer Schönstatts – nicht zuletzt im Blick auf die Deutschen – identitäts- wie selbstbewußteinstiftend wirkte und angstüberwindende, heilsame und deswegen zukunftssträchtige Antworten fand.

Christian Graf von Krockow, Die Deutschen in ihrem Jahrhundert 1890-1990. Rowohlt Verlag, Hamburg 1990, 543 S., 46,00 DM.

Manfred Gerwing

DER BUND DER EIDGENOSSEN. Was kann für die Regnum-Leser bedeutsam sein an einem Buch, das mit einem nationalen Jubiläum (1991: 700 Jahre Schweizerische Eidgenossenschaft) in Verbindung steht? Zunächst: es geht eigentlich nicht um das Jubiläum, sondern 16 Autorinnen und Autoren aus den vier Sprachregionen der Schweiz nehmen das Jubiläum zum Anlaß, um über die Zukunft des Bundes nach- und vorzudenken, dem die Eidgenossenschaft Ursprung und Bestehen verdankt. Sie tun dies nicht aus enger nationaler Sicht, sondern in europäischer, ja universeller Perspektive auf dem Hintergrund einer Wendezeit und Sinnkrise, die auch vor diesem historisch einzigartigen Staats- und Völkergebilde nicht Halt macht. Der Untertitel „Modell oder Denkmal?“ ist bewußt als kritische Anfrage gedacht, die unterschiedliche Antworten findet. – Zudem: der Inspirator des Konzeptes dieses Buches ist P. Josef Gemperle, ein Schönstatt-Pater. Die Frage nach der Bestimmung und heilsgeschichtlichen Bedeutung der Schweiz im Konzept der Völker und Nationen hat ihn auf dem Hintergrund der Erfahrungen mit Schönstatt schon von Jugend auf beschäftigt und ist durch seine Aufgabe als Pilgerseelsorger bei Br. Klaus in Sachseln (sog. Bruder-Klausen-Kaplan) wieder aktuell geworden. Daß er im „Bund“ als Staatsform und Ethos einen wertgesättigten Begriff findet, der das Eigenste dieses Landes aussagt, verdankt er wohl auch seiner Erfahrung mit einer Bewegung, die ihren Ursprung und Bestand im „Liebesbündnis“ erlebt.

Die Autorinnen/Autoren sind meist religiös und/oder politisch engagierte Leute, die je eigene Standpunkte vertreten, wobei auch die junge Erwachsenengeneration mit kritischen, teilweise auch skeptischen Anfragen vertreten ist. J. Gemperle hat selber ein Vor- und Nachwort geschrieben, die als eine Art Klammer das Ganze zusammenhalten und damit eine Richtung angeben. Als geistiger Hintergrund eines säkularen Bundes der Eidgenossen, eine Art „Wurzelboden“, wird von einigen Autoren die jüdisch-christliche Glaubenswelt gesehen. Wie Bund zu verstehen ist, umschreibt J. Gemperle einleitend so: „Bund ist eine Art – und ein reales Ideal – miteinander zu leben, umzugehen, das eigene und gemeinsame Beste zu schützen und zu entfalten. Er fordert und fördert ein Opti-

mum an Freiheit, Mitverantwortung, an Zuwendung und Entfaltung jedes Partners sowie an persönlicher, gesellschaftlicher und letztlich religiöser Kultur. Bund lebt wesentlich aus immer neuer Einsicht sowie aus gegenseitiger und alternativer Großmut, sicher nicht aus Machtwillen oder bloßen Eigeninteressen. So verstanden und gelebt, ist Bund in besonderer Weise zukunftsträchtig ...“ (S. 27). Und als Ziel des Bundes visiert er im letzten Beitrag an: „Im Zeitalter zunehmender Geringschätzung des Staates ist es eine fundamentale Daueraufgabe der Christen, zusammen mit allen Gutgesinnten das Wert-Kapital des demokratischen Rechts- und Sozialstaates wachzuhalten und dessen verborgenen christlichen Wurzelgrund mit allem Einsatz zu pflegen. Für unser Land liegt es ganz eigentlich an den Christen und den Kirchen, im Lichte des Heilsbundes betroffen zu erkennen, was im gewachsenen Bundescharakter gerade unserm Land als Staatskultur und als sein Beitrag an Europa und an die Welt von morgen geschenkt ist. Es geht für unsere ganze Erde um nichts Geringeres als um solchen Bundessinn und solche Staats- und Gesellschaftskultur ...“ (S. 256).

Das theologische Grundgerüst des Buches bilden folgende Artikel: Walter Kirchschlager: Der heilsgeschichtliche Bund – ein bibeltheologischer Durchblick (140-157), der auf das biblische Gottesbild („Gott-für-uns und Gott-mit-uns“) als Voraussetzung für die biblisch zentrale Vorstellung von Bund hinweist. – Albert Gasser: „Gott-Mit-Uns“ – Religion und Nationalbewußtsein im alteidgenössischen Bund (122-137). Er zeigt auf, wie Religion ein wichtiger Faktor bei der Gründung der Eidgenossenschaft war und sich Religion / religiöse Praxis – Nationalbewußtsein / politische Praxis im Lauf der Geschichte immer wieder gegenseitig beeinflusst haben. – Kurt Koch: Bund Gottes – Helvetischer Bund, Sinn und Beitrag der christlichen Kirchen in einem säkularen Bund (208-227). Er warnt aus theologischer Sicht, den Bund Gottes mit allen Menschen und Völkern exklusiv oder prioritär mit dem „Bund der Eidgenossen“ zu identifizieren und plädiert für eine Universalität der politischen Verantwortung der Christen, nicht für den „Sonderfall“ Schweiz, sondern den „Ernstfall als nationale Stellvertretung für die ganze Menschheit“ (212). Der pseudo-

religiösen Verabsolutierung staatlicher Macht stellt er das Gebet (vor allem das öffentliche – gerade auch für den Staat) als das „große Politikum“ entgegen, das machtvoll auf den Allmächtigen verweist.

Zukunftsweisende Aspekte finden sich besonders in den Beiträgen von Werner Hegglin (186-194), der bundesgemäße Reformen in Schule und Lehrerbildung vorschlägt, und von Alois Riklin (195-206), der das Pro und Contra bezüglich der Europäischen Gemeinschaft originell erörtert und trotz der Gefahr der Gouvernokratie und Bevormundung für eine echte Europäische Föderation mit der Schweiz plädiert. Schließlich zeigt Xaver Pfister-Schölch im Artikel: „Unser Bund und Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“ (228-247), wie die Kirchen – auch in der Schweiz – von den großen Weltproblemen herausgefordert sind und nicht nur mit Worten, sondern mit einem neuen Lebensstil antworten sollen. – Persönlich hat mich auch der Beitrag von Leonie Waser-Huber über die Präambel der Bundesverfassung „Im Namen Gottes des Allmächtigen“ (104-119) angesprochen. Die Rechtsordnung ist durch diese Präambel in eine höhere Wertordnung eingebunden, die es – gegen alle Verabsolutierung diesseitiger Werte – immer neu zu bedenken gilt.

Wie man sieht, ein recht weiter Bogen von Themen und Überlegungen, die die Frage

nach dem Bund in kritischer Erörterung voranbringen und seine Aktualität bezeugen. Hinter den Beiträgen – auch jenen, die hier nicht erwähnt sind – läßt sich etwas vom Geist des Bruder Klaus, von seiner „Ganzsicht“ spüren, von dem einer seiner Nachkommen, Nikolaus von Flüe, in einem geschichtlichen Artikel schreibt: „Rat und Gebet – darin lag das Geheimnis, daß Bruder Klaus Vertrauen fand.“ (S. 34).

Sehr eindrücklich und tiefgründig sind auch neun Illustrationen des Benediktiners Eugen Bollin, die eine Aktualisierung des Themas „Bund“ mit zeichnerischen Mitteln sind. (NB. Die vier nicht-deutschsprachigen Artikel sind in Zusammenfassung auf Deutsch wiedergegeben.)

Man darf P. Gemperle und dem Kanton Obwalden zu diesem sinnreichen Geschenk zum 700. Geburtstag der Schweiz gratulieren und dem Buch viele Leser und der Schweiz für 1991 und die weitere Zukunft viele Beter wünschen.

DER BUND DER EID-GENOSSEN, Modell oder Denkmal? Beiträge zur Zukunft der 700-jährigen Eidgenossenschaft. Hrsg. Josef Gemperle, Rex-Verlag Luzern/Stuttgart, 1990, 264 Seiten, Fr. 22,80

Paul Zingg

LOTHAR PENNERS, geboren 1942 in Fulda. Mitarbeiter an der Zentrale der Schönstattbewegung in Deutschland und Dozent am Kentenich-Kolleg in Münster/Wstf.

M. ERIKA FRÖMBGEN, geboren 1931 in Düsseldorf. Diplom-Psychologin. Lehramt (Pädagogik und Psychologie) für Berufsbildende Schulen. Seit 1976 Fachreferentin in der Staatlichen Schulaufsicht.

BARBARA ALBRECHT, geboren 1927 in Bremen. Referentin für theologisch-spirituelle Erwachsenenbildung im Bistum Osnabrück.

REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Vierundzwanzigster Jahrgang
1990

INHALTSVERZEICHNIS

I. ZEICHEN DER ZEIT

Boll, G. M.: Christsein in einer pluralistischen Welt Heft (1) 1

II. ABHANDLUNGEN

- *+*: Das stärkere Leben. Zum Kirchenbild
Pater Kentenichs (3) 97
- Badry, Elisabeth:* Zusammenhänge. Ein Beitrag zum
„organischen“ Denken (I) (1) 12
–: Zusammenhänge (II) (2) 59
- Becker, Marieluise:* Elisabeth von der Dreifaltigkeit –
die Heilige des „Herzensheiligums“ (1) 26
- Brügger, Franz J.:* Herausgefordert durch den Gott
der Geschichte (I) (2) 53
–: Herausgefordert durch den Gott der Geschichte (II) (3) 120
- Frömbgen, M. Erika:* Wertorientierte Sexualerziehung (4) 158
- Kentenich, Joseph:* Wahlchristentum (2) 49
–: Der neue Weltauftrag der Kirche (3) 131
–: Fliegende Inseln inmitten der Welt (4) 145
- Leide, Jürgen:* Geisterfahrung und Umkehr.
Zur Spiritualität der Charismatischen Bewegung (3) 107
- Lejeune, René:* Robert Schuman – Das Prophetische
in der Politik (2) 69
- Morandé, Pedro:* Marianische Volksfrömmigkeit und
kulturelle Synthese Lateinamerikas (1) 4
- Penners, Lothar:* Leitsterne gläubiger Existenz (4) 150

III. SCHÖNSTATT SPIRITUELL

Kentenich, Joseph: Geschichtsmächte (1) 33

IV. SCHÖNSTATT INTERNATIONAL

- Cattoggio, Juan Pablo*: Christsein als Leben im Bund.
Die Erfahrung der „Bündnisrunden“ (4) 174
- Locher, Peter*: Grundkurs „Geistliche Begleitung“ (3) 136
- Montt, Maria Ines*: Vorsehungsglaube und Gebetsleben.
Die Erfahrung der „Gebetsschulen“ (4) 172
- Penners, Lotbar*: Zeichen der Zeit in der Jahresarbeit 1989
in Deutschland (1) 35
- Raidt, M. Edith*: Christliches Management aus der Sicht
Pater Kentenichs (2) 77

V. LITERATURBERICHT

- Albrecht, Barbara*: Zum Christlich-Jüdischen Dialog (4) 178
- Boll, Günther M.*: Kardinal Newman – ein Kirchenlehrer
der Neuzeit (1) 40

VI. BUCHBESPRECHUNGEN

- Gartner, K.*: Lieber Bruder Bischof (R. Birkenmaier) (3) 141
- Gemperle, J. (Hg.)*: Der Bund der Eid-Genossen (P. Zingg) (4) 191
- Gössmann, E./ Bauer, D. R. (Hg.)*: Maria für alle Frauen oder
über allen Frauen? (B. Albrecht) (2) 91
- Johnston, F.*: So hat er keinem Volk getan.
Das Wunder von Guadalupe (G. M. Boll) (2) 94
- Krockow, Christian Graf von*: Die Deutschen in ihrem
Jahrhundert 1890-1990 (M. Gerwing)..... (4) 189
- Lehmann, K./Kasper, W. (Hg.)*: Hans Urs von Balthasar.
Gestalt und Werk (B. Albrecht) (1) 45
- Lorenz, E.*: Licht der Nacht (B. Albrecht) (3) 144
- Müller, G. L.*: Was heißt: Geboren von der Jungfrau Maria?
(B. Albrecht) (2) 92
- Multhaupt, H./Préguardier, E. (Hg.)*: Geborgen in meinen
Armen. Die Botschaft von Guadalupe (G. M. Boll) (2) 94
- Muzj, M. G.*: Ganz Auge, ganz Licht, ganz Geist (B. Albrecht) (2) 95
- Schmidt, St.*: Augustin Bea (E. Eigenmann) (3) 142